Eine

mexikanische Rache

und

drei kleinere Erzählungen

von

Gustav Aimard.

Deutsch von A. Wießner.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Ch. E. Kollmann.
1866.

Eine mexikanische Rache.

Zweiter Band.

Inhalt des zweiten Bandes.

Die wilde Katze.

I.

Der Llano von Goyanac.

Gegen das Ende des Jahres 1854, am 28. October — in dem Monat, welchen die Indianer in ihrer Sprache Bini-hamo-quists nennen, das heißt der Monat des streichenden Wildes — folgte gegen sechs Uhr Abends ein kleiner Reitertrupp im scharfen Trabe den sandigen Ufern eines breiten Flusses, Rio Vermejo*) genannt, welcher, nachdem er den Llano in seiner ganzen Länge durchströmt hat, sich in den Maranon**) ergießt.

Dieser Trupp bestand aus nur drei Personen.

Die, welche voranritt, mit lauschenden Augen und Ohren, war kein Anderer, als ein indianischer Führer, der leicht an seiner Hautfarbe und den ihn bedeckenden Kleidern zu erkennen war.

Es war ein noch junger Mann von hoher Ge-

*) Rother Fluß.

**) Amazonenstrom.

stalt, mit ausdrucksvollen Zügen und intelligenter Physiognomie; seine tief in den Höhlen liegenden Augen hatten einen wilden Glanz und einen Ausdruck von Verschlagenheit, List und Falschheit, der nicht zu seinen Gunsten sprach. Der Indianer jedoch, welcher ohne Zweifel die Eigenschaft seines Blickes kannte, suchte sorgfältig dessen Feuer zu mäßigen und seinen Ausdruck unter einem Scheine von Gutmüthigkeit, ja selbst Dummheit zu verbergen, welche viel zu sehr affectirt war, um einen Beobachter zu täuschen, mochte derselbe auch wenig daran gewöhnt sein, mit den Naturen Amerika's in Berührung zu kommen.

Dieser Mann war vollständig zum Kriege bemalt und gerüstet; sein Lasso hing an seinem Sattelbogen, neben seinem Medicinsack; auf der anderen Seite befand sich eine zusammengerollte Matte, der Sack mit den Speisevorräthen und ein langer Carabiner; sein Scalpirmesser und sein Beil steckten in seinem Gürtel, ein leichter Schild von Weidengeflecht mit Elennhaut bedeckt, war an seinem linken Arm befestigt, und mit der rechten Hand hielt er eine lange, in eine Fischkräte auslaufende Lanze, deren Spitze in den Saft des Manzanillobaums getaucht war.

Die Mähne seines Pferdes und der Rand seines Schildes waren mit einer bedeutenden Anzahl Scalps geschmückt, scheußliche Trophäen, die

er mit Stolz zur Schau trug und welche erkennen ließen, daß er einer der berühmtesten Krieger seines Stammes war.

In diesem Augenblick saß er nachlässig auf seinem Pferde; mit halb geschlossenen Augen und schwankendem Kopf, schien er beinahe eingeschlummert zu sein.

Die beiden anderen Reisenden kamen in einiger Entfernung hinter ihm her.

Diese beiden Männer, von denen der jüngere die Uniform der höhern Offiziere der Chilenischen Armee trug und welcher der Gebieter des andern zu sein schien, waren leicht als Hispano-Amerikaner zu erkennen.

Der Erstere war in der That der Colonel Don Diego de-Lara, Adjutant des Präsidenten der Republik Chile, und von seiner Regierung mit einer wichtigen Mission zu den Tehuels-Indianern gesandt.

Es war ein Mann von höchstens sechsundzwanzig Jahren, von hohem, schlanken Wuchs; obgleich blond, erweckte seine feine, distinguirte, offene und redliche Physiognomie Vertrauen, und das Azurblau seiner großen stolzen und kühnen Augen, in Verbindung mit seinen aschfarbenen langen Locken, welche ungeordnet auf seine Schultern herabfielen, erhöhete noch, wenn möglich, durch die Seltsamkeit dieser in Amerika so ungewöhnlichen

Nüance, den unwiderstehlichen Reiz, der ihn umgab und von seiner Person auszuströmen schien.

Mit großer Intelligenz, Zartheit der Empfindung eines edlen Herzens begabt, übte er eine sanfte Anziehungskraft auf Diejenigen aus, mit denen der Zufall ihn in Berührung brachte.

Der alte Diener, welcher dem Colonel folgte, war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, groß und mager, mit schlauem und determinirtem Gesicht, durchdringendem Blick und schalkhaftem Lächeln: der wahre Typus jener Creolen, die Prahler, Raufbolde, Freigeister und Renommisten, immer bereit sind, ihren Degen zu ziehen, den Manolas zu huldigen oder in der Pulqueria*) zu trinken, ohne zu bezahlen, im Uebrigen aber die besten Menschen der Welt sind.

Dieses Individuum hieß Pericco; er hatte der Familie de-Lara und insbesondere dem Colonel, den er seit seiner Geburt kannte, eine Ergebenheit gewidmet, die durchaus bewährt war; übrigens schätzte ihn Don Diego sehr, denn er hatte die unter der etwas rauhen Schale verborgenen guten und soliden Eigenschaften seines Dieners erkannt.

Dieser Mann besaß einen unerschöpflichen Fond von Heiterkeit; immer bereit, über Alles zu lachen, hatte er oft in den ernstesten und oft verzweifeltsten

---

*) Läden, in denen es außer Stoffen Alles giebt.

Umständen durch einen Scherz oder schlechten Witz seinem Gebieter den Muth zurückgegeben. Auch herrschte zwischen diesen beiden Wesen, die durch das Schicksal in zwei so verschiedenen socialen Verhältnissen standen, ein unzertrennliches Band, basirt auf den Contrast ihrer vollständig verschiedenen Gedanken und Launen, die aber dennoch durch unsichtbare Banden sie mit einander vereinigten.

Unsere Reisenden waren um drei Uhr Morgens von Santa-Rosa-de-los-Andes aufgebrochen, hatten gegen Mittag Halt gemacht, um die unerträgliche Sonnenhitze vorübergehen zu lassen, und waren in dem Augenblicke, wo wir sie längs des Ufers des Rio-Vermejo hinreiten sehen, seit höchstens zwei Stunden wieder unterwegs.

In diesen Regionen, wo es keine Dämmerung giebt, tritt die Nacht beinahe plötzlich ein; je weiter daher die Sonne am Horizont herabsank, in eben solchen Verhältnissen verbreitete sich der Schatten über den Himmel, und in diesem Augenblick, wo das Gestirn des Tages verschwand, war es vollständig Nacht.

Der bis dahin schweigende Llano schien plötzlich zu erwachen: die durch die Hitze ermatteten Vögel begannen ein furchtbares Concert, mit dem sich zuweilen in den undurchdringlichen Tiefen des Waldes das Gekläff der Vielfraße und das Geheul der wilden Thiere mischte, welche ihre Höhlen verließen,

um an dem Ufer des Flusses ihren Durst zu löschen. Wenn man von dem stillen Ocean kommt, um sich in das östliche Land zu begeben, wenn man San-Luis-de-Mendoza verläßt, um nach Chile zu gehen, gelangt man, nachdem man die ersten Abhänge der Cordilleren überschritten und die gemäßigte Zone mit ihrer milden Sonne, ihren blühenden Orangen- Citronen- und Tamarindenbäumen hinter sich gelassen hat, um sich in die rauhen Pfade zu wagen, welche die ewigen Gletscher umgeben, gelangt man nach einem achttägigen, mühevollen Marsche, der mit zahlreichen Gefahren verknüpft ist, an die Grenze dieser unermeßlichen Hochebenen, welche man die Llanos nennt, das heißt: die Ebenen oder Prairien.

Die Cordilleren de-los-Andes*) sind seltsame Berge, einzig in der Welt, die keine Aehnlichkeit mit den Pyrenäen, den Alpen, Apenninen, und allen jenen prächtigen Bergketten haben, welche sich in gewissen Zwischenräumen auf der alten Welt erheben und mit ihren schneeweißen Häuptern im Namen des Schöpfers gegen den Stolz seiner Geschöpfe zu protestiren scheinen.

Mehr als zweitausend Meter über dem Niveau des Meeres, das heißt in einer Höhe, wo in Europa jede Vegetation aufhört, findet man nach unzähligem Bergauf- und Bergabsteigen an grundlosen Strömen

*) Von dem indianischen Worte anti, das heißt Kupfer.

entlang, auf Wegen, die eine kaum gangbare Spur am Rande von dumpfgrollenden Abgründen und tiefen Schluchten bilden, in den von allen Seiten durch die unermeßlichen Ausläufer der Cordilleren eingeschlossenen Llanos plötzlich jene reiche, mächtige, launenhafte, wilde Flora von unglaublicher Productivkraft wieder, gegen welche Indien allein in den Kampf treten könnte.

Diese Ebenen, Llanos oder Prairien, dehnen sich in's Unendliche aus, geschützt — wie wir bereits erwähnt haben — durch die hohen Schneegipfel der Cordilleren, welche sie durchschneiden und einen ergreifenden Contrast mit dieser üppigen Natur bilden.

Eine unberechenbare Zahl von Thieren aller Art verbergen sich unter den grünen Wölbungen der Prairien, welche von Truppen Bravos-Indianern,*) — welche die Könige dieser Wildniß sind — auf ihren ebenso wilden und unbezähmbaren Rennern, wie sie selbst, nach allen Richtungen durchkreuzt werden.

Von Santa-Rosa-de-los-Andes, einem reizenden Städtchen der Provinz Aconchagua, dessen Ranchos und Häuser in Orangenbüschen zerstreut liegen und dessen Bevölkerung, die sich höchstens auf zweitausend Seelen beläuft, und zum großen Theil aus Arrieros,**) Jägern, Trappern und Waldläufern besteht, dehnt sich kaum drei Kilometer davon entfernt, der Llano

*) Freie Indianer.

**) Maulthiertreiber.

de-Goyanac in's Unendliche aus; er ist einer der größten, schönsten und reichsten dieser tropischen Regionen.

Santa-Rosa-de-los-Andes, ein Vorposten der Civilisation, erhebt sich von der äußersten Grenze der Prairie, gleichsam um denjenigen Reisenden als Haltepunct und Ruheplatz zu dienen, welche es unternehmen, in diese unermeßlichen Einöden zu dringen, die, noch im Urzustande, so viele düstere Geheimnisse und Hinterhalte aller Art verbergen.

Diese weite Gebietsausdehnung, welche sich am Horizont mit dem Azur des Himmels verbindet, erscheint, von der Höhe aus gesehen, von verzweiflungsvoller Regelmäßigkeit. Nur allmählich, wenn das Auge sich an den Anblick gewöhnt und von dem Ganzen auf das Einzelne übergeht, bemerkt man hier und dort ziemlich hohe Hügel, steile Ufer von Flüssen, endlich tausend unvermuthete Erscheinungen, welche die Einförmigkeit, die Anfangs den Blick betrübt und die hohen Gräser und die gigantischen Erzeugnisse der Flora vollständig verbirgt, angenehm unterbrechen. Wie soll man die Erzeugnisse dieser Urnatur aufzählen, die emporschießen, zusammenstoßen, sich kreuzen und unendlich verschlingen, gleichsam majestätische Gleichnisse veranschaulichen, großartige Bogengänge bilden und endlich das durch seine ewigen Contraste und seine ergreifenden Harmonien herrlichste und göttlichste

Schauspiel vervollständigen, welches einem Menschen zu bewundern gegeben ist?

Ueber riesigen Farnkräutern, Cactussen, mit Früchten beladenen Sandbeerbäumen, erhebt sich der Mahagonibaum mit seinen länglichen Blättern, der Moriché oder Brotbaum, der Abanijo, dessen Blätter sich fächerförmig entfalten, der Birnbaum, der die ungeheuren Trauben seiner goldgelben Früchte herabhängen läßt, die Königspalme, deren Stamm von Blättern entblößt ist und deren majestätisches, dichtbelaubtes Haupt bei dem geringsten Luftzuge schwankt, das indianische Blumenrohr, der Limonen-Goyavaapfel- und Bananenbaum, der Chirimoya mit der berauschenden Frucht, und die Wachspalme, die ihren harzigen Saft austräufelt. Dann giebt es Blumen, die weißer sind als der Schnee des Chimborasso oder röther als das Blut; ungeheure Lianen rollen und winden sich um den Stamm der Bäume, die saftreichen Weinstöcke; und in diesem bunten Durcheinander, in diesem unentwirrbaren Chaos fliegen, laufen, klettern nach allen Richtungen Thiere jeder Art und Gattung; Vögel, Vierfüßler, Reptilien, Amphibien, singen, schreien, heulen und pfeifen in allen menschlichen Tonarten, bald spöttisch und drohend, bald sanft und melancholisch.

Die Hirsche, Dammhirsche, Lamas, peruanischen Schafe springen erschreckt in die Höhe, spitzen die Ohren und blicken spähenden Auges umher: das

Langhorn hüpft von Fels zu Fels, um sich unbeweglich an den Rand eines Abgrundes zu stellen, der Kaiman, mit dem Körper im Schlamme, schläft in der Sonne; die scheußliche Kammeidechse klettert gemächlich einen Baum hinauf. Der Puma, dieser Löwe ohne Mähne; der braune Bär, der leckerhafte Honigjäger; der Cotejo mit seinem giftigen Biß; das Chamäleon, welches in allen Farben schillert, die grüne Eidechse, der Bassilisk zeigen sich im bunten Gemisch mit der schweigend unter dem Laube kriechenden ungeheuren Boa-Constrictor, der kleinen und doch so schrecklichen Korallenschlange, der Klapperschlange und der großen getigerten Schlange.

Auf den hohen Zweigen der Bäume und unter dem dichten Laube verborgen, singen und zwitschern bunt befiederte Vögel aller Art: Cürassos, schreiende Loris, Fliegenvögel, Tukans mit ungeheurem Schnabel, und Tauben; Schwäne mit schwarzen Kopf wiegen sich und spielen auf den Flüssen und von Liane zu Liane, von Zweig zu Zweig hüpfen die leichtfüßigen, reizenden grauen Eichhörnchen mit unnachahmlicher Zierlichkeit.

In den höchsten Lüften schweben in weiten Kreisen über der Prairie der Adler de-los-Andes mit den ungeheuren Flügeln und der kahlköpfige Geier und wählen ihre Beute, auf welche sie mit Blitzesschnelligkeit herabschießen. Dann plötzlich erscheint wie durch Zauber ein rothhäutiger, wie Kupfer

leuchtender Indianer, mit kräftigen Gliedern, gebietendem Blick und Geberden, in denen sich Anmuth und Majestät ausspricht, und zermalmt unter den Hufen seines Pferdes den Sand und die in der Sonne funkelnden Kiesel. Ein Jaosindianer, Molücho, Tehüel oder Puelche, der, seinen Lasso über seinem Haupte schwingend, eine aufgescheuchte Büffelheerde vor sich hinjagt — oder einen Trupp wilder Pferde, oder wohl gar einen Tiger oder Panther, einen Jaguar oder Unze, welche mit dumpfen Schreckens- und Wuthgeheul in weiten Sätzen vor ihm fortfliehen.

Dieses Kind der Wildniß, so groß, so edel und so muthig, welches den Llano mit einer unglaublichen Schnelligkeit durcheilt, das die tausend Wege desselben kennt und für welches die Prairie kein Geheimniß bewahrt hat, ist wirklich der König dieses seltsamen Landes, das er allein bei Tag und Nacht durchkreuzen kann, dessen unzählige Gefahren er nicht fürchtet, welche er beherrscht durch seine wilde Energie und seinen unermeßlichen Stolz; unaufhörlich gegen die europäische Civilisation ankämpfend, welche Schritt für Schritt bis in seine letzten Zufluchtsstätten vordringt und ihn von allen Seiten überfällt.

Wehe daher dem verwegenen Spanier, welcher sich allein in den Llano wagt: seine Knochen werden in der Prairie bleichen und sein Scalp wird den

Schild eines Indianers oder die Mähne von dessen Pferd schmücken.

So ist der Anblick, welchen der Llano von Goyanac noch heute darbietet, erhaben, ergreifend und furchtbar zu gleicher Zeit.

Inzwischen setzte die kleine Truppe schweigend ihren Weg fort und überwachte aufmerksam Alles, was rings um sie her vorging, um nicht durch irgend einen unsichtbaren Feind angegriffen zu werden, der sich außer allem Zweifel in dem dichten Walde im Hinterhalte befand.

Endlich stieß Pericco, ermüdet durch das lange Schweigen, zu dem er sich wider seinen Willen verurtheilt sah, zwei oder drei sonore Hems! aus, um seine Stimme klar zu machen, und sagte dann zu seinem Herrn mit der rauhen Offenheit, welche ihn charakterisirte, und der Redefreiheit, welche ihm seine langjährigen Dienste gestatteten:

„Wissen Sie, mein Gebieter, daß unsere Reise durchaus nicht angenehm ist? Ich erinnere mich, daß, als ich mit Ihrem Vater, dem General, in dem Unabhängigkeitskriege diente, wir es wenigstens mit civilisirten Leuten zu thun hatten, und doch auf wirklichen Wegen marschirten, anstatt, wie wir es heut' thun, der Spur eines Wilden zu folgen, und noch dazu auf einem Wege, bei welchem man bei jedem Schritte riskiren muß, sich den Hals zu brechen. Der Henker hole das Land!"

„Nun, mein guter Pericco, Muth, Muth! Ich kenne Dich nicht mehr."

„Hm! Don Diego," erwiderte der alte Diener kopfschüttelnd, „nicht der Muth fehlt mir, obgleich es in Wahrheit genug Veranlassung zu gewissen Befürchtungen gäbe, sondern ..."

„Laß hören, erkläre Dich, was macht Dir Kummer?"

„Meiner Treu! ich sehe nicht ein, weshalb ich es Ihnen nicht offen sagen sollte. Seitdem wir von Santa-Rosa aufgebrochen sind, habe ich sorgfältig das Gesicht unseres Führers beobachtet."

„Nun?"

„Nun, es gefällt mir durchaus nicht, glauben Sie mir, Colonel, mißtrauen wir ihm."

„Du bist närrisch; dieser Mann ist wie Alle seiner Race, und ich bemerke nichts an ihm, was Verdacht erregen könnte."

„Möglich, Sennor," meinte Pericco mit zweifelnder Miene; „aber einerlei, glauben Sie mir, achten wir auf ihn, Sie wissen, daß ich nicht der Mann bin, mich so leicht schrecken zu lassen, ich habe das Gesicht dieses Individiums studirt, so viel es durch die Schicht von weißer, blauer und gelber Malerei, die dasselbe bedeckt, möglich war, und nach meiner Meinung ist er ein entsetzlicher Schuft, oder ich müßte mich sehr irren."

„Bah! bah! Ich wiederhole Dir, Du bist ein

Narr; übrigens weiß er nicht, wer wir sind und kennt ebenso wenig den Grund, der uns in den Llano führt. Er hat sich angeboten, uns als Führer zu dienen, um uns zu dem Stamme des großen Hasen zu begeben, weil er hörte, daß dies das Ziel unserer Reise sei und die ausgesetzte Summe hat ihn verlockt, das ist das Ganze. Ueberdies weißt Du, daß wir geheiligt für ihn sind, und daß, selbst wenn er ernste Gründe hätte, sich über uns zu beklagen, was nicht der Fall ist, er dennoch nicht wagen würde, sich zu rächen, so lange wir unter seiner Obhut sind. Ueberhaupt habe Geduld; in einer Stunde höchstens werden wir den Ort erreicht haben, wo der Stamm sein Lager aufgeschlagen hat, und bei der wilden Katze sein; dieser berühmte Häuptling wird uns zu schützen wissen, wenn uns irgend eine Gefahr drohen sollte, was ich nicht glaube."

„Die Zeit wird es lehren!" murmelte Pericco mit durchaus nicht überzeugter Miene.

Darauf begann der würdige Diener auf entsetzliche Weise eine Sambajucca*) zu pfeifen, offenbar um seinen Besorgnissen eine andere Richtung zu geben.

Das Gespräch, welches wir eben berichtet haben, war mit leiser Stimme geführt worden; ungeachtet

*) Tanzlied der Sambos (farbige Leute).

dieser Vorsicht hatte sich der Führer mehrmals mit unzufriedener Miene umgesehen; aber bei der sonderbaren Musik Pericco's stieß er einen Ausruf des Zornes aus, wandte rasch sein Pferd, sprengte im Galopp auf den Diener zu und legte ihm ohne Umstände die Hand auf den Mund.

„Oah!"*) sagte er, „mein Bruder ist thöricht; will er denn die verdammten Puelches auf unsere Spur lenken?"

„Nieder mit der Tatze, rother Mann!" rief Pericco, und machte eine rasche Bewegung, die ihn von der Hand befreite, welche schwer auf seinem Mund lag. „Ah so! man kann also in Euren Llanos nicht einmal Athem holen!"

„Die Indianer haben überall Augen in den Bäumen," sagte lehrreich der Führer und zeigte nach dem Walde.

„Hm!" brummte Pericco, „ich habe wohl sagen hören, daß die Wände Ohren haben; aber ich wußte nicht, daß die Bäume Augen haben!"

„Trotz Graukopf, so wenig Weisheit," murmelte der Indianer, indem er sein Pferd anspornte und wieder seinen Platz an der Spitze der Reisenden einnahm.

„Möglich, mein Bursche," sprach der alte Diener zu sich selbst, „doch werde ich Dich nicht aus dem Gesicht verlieren, sei unbesorgt!"

*) Indianischer Ausruf.

„Nun, nun, Pericco," sagte der junge Mann leise zu ihm, „schweige; Du weißt, daß die Mission, mit der ich beauftragt bin, die größte Vorsicht erfordert; veruneinige mich nicht mit diesem Indianer: ich würde schlecht bei seinen Landsleuten debutiren, die ich doch im Gegentheil durch alle möglichen Mittel für unsere Interessen zu gewinnen suchen muß."

Pericco antwortete auf diese vermittelnden Worte seines Gebieters nur durch ein Kopfschütteln und ein bezeichnendes Brummen; die drei Reisenden setzten schweigsam ihren Weg fort und verloren sich immer tiefer in den Krümmungen des Pfades, der sich an den Ufern des Rio-Vermejo hinzog.

Der Mond hatte bereits zwei Drittel seines Laufes zurückgelegt, und die blaue Eule ließ zum dritten Male ihren klagenden Ruf hören, als die beiden Spanier, ihren düsteren Führer noch immer voran, in eine geräumige Lichtung gelangten, die sich auf dem Gipfel eines jener unzähligen Hügel befand, welche in der Prairie zerstreut liegen, und von wo der Blick, Dank der Durchsichtigkeit und Klarheit der Atmosphäre, weit über den Llano schweifen konnte.

Ein feierliches Schweigen, welches zuweilen durch das dumpfe Brüllen der wilden Thiere unterbrochen wurde, schien schwer auf dieser wechselnden

und ursprünglichen Natur zu lasten. Von Zeit zu Zeit neigten sich langsam die grünen Wipfel der hohen Bäume, als wenn ein geheimnißvoller Wind über sie hinstreifte und sie nöthigte, sich zu beugen. Es lag etwas Ergreifendes und Schreckliches zugleich in dem imposanten Anblick, welchen die Pampa zu dieser Stunde der Nacht darbot, unter diesem von glänzenden Sternen leuchtenden Himmel, die wie Smaragden funkelten, Angesichts dieser erhabenen und furchtbaren Unermeßlichkeit, welche nur eine Stimme vernehmbar werden ließ: die Stimme Gottes!

Jung und enthusiastisch, wie der Colonel Don Diego-de-Lara war, fühlte er einen Schauer seinen ganzen Körper durchbeben; er empfand ein unbeschreibliches Wohlbehagen, eine außerordentliche Wonne, seinen Blick nach allen Seiten in diese Wildniß tauchen zu können, deren unergründliche Tiefe ihm so viele unerklärliche Geheimnisse verbarg und ihm die göttliche Majestät in aller ihrer Größe und Allmacht zeigte.

Unwillkürlich überließ er sich den süßen Gefühlen, welche er empfand, und versenkte sich in sich selbst; er verfiel in eine Entzückung, aus welcher ihn die rauhe Stimme seines Führers nur schwer zu wecken vermochte.

„Oah!" sagte der Indianer und faßte in die Zügel seines Pferdes; „schläft mein Bruder oder

ist ihm plötzlich Areskoui*) erschienen, daß er weder sieht noch hört?"

„Was will mein Bruder?" antwortete der junge Mann, indem er eine Anstrengung machte, sich selbst zu beherrschen und seine Gedanken in die Gegenwart zurückzurufen; „meine Ohren sind geöffnet."

„Wir sind hier auf dem Jagdgebiete des Téhüels; mein Bruder beauftragte mich ihn hierher zu führen."

„Ja, und mein rother Bruder hat sich seines Versprechens gut entledigt."

„Onondüré**) ist ein Krieger," antwortete der Indianer mit einem triumphirenden Lächeln; „alle Wege der Pampa sind ihm bekannt."

„Aber wir sind allein hier und mein rother Bruder hat sich verpflichtet, mich zu dem großen Häuptling der Téhüels zu führen, den Apo-Ulmen von dem Stamme des großen Hasen, welchen die Molüchos Owiciata***) nennen."

„Habe ich das gesagt?" sprach der Indianer und schaute mit mißtrauischem Blicke um sich; „wer kann wissen, wo der große Téhüelhäuptling zu dieser Stunde sich aufhält? Mein Bruder irrt sich, das habe ich nicht gesagt."

*) Gott.

**) Doppeltes Gesicht.

***) Die wilde Katze.

„Mit Ihrer Erlaubniß, mein Colonel," unterbrach ihn Pericco, „dieser Wilde scheint mir ein Schurke zu sein, wir müssen auf unsrer Hut sein."

„Zu welchem Zweck sollte er uns verrathen," antwortete Don Diego.

„Ah! wer kann jemals die Gedanken dieser rothen Teufel errathen?" meinte kopfschüttelnd der alte Diener.

„Wie dem auch sei," erwiderte der Colonel, „wir sind zwei entschlossene, gut bewaffnete Männer, es wird uns daher ein Leichtes sein, uns von diesem Indianer zu befreien, wenn seine Absichten feindselig sind."

„Nun, mit Gottes Hülfe!"

Während diese Worte zwischen den beiden Spaniern ausgetauscht wurden, war der Eingeborne vom Pferde gestiegen, hatte dasselbe abgesattelt und sich dann sorglos auf dem Boden ausgestreckt.

„Ah!" murmelte Pericco, „dieser Mann affectirt eine zu große Ruhe, um uns nicht in irgend eine Falle gelockt zu haben; glauben Sie mir, Colonel, verlieren wir ihn nicht aus den Augen."

„Es sei," antwortete Don Diego; „aber in jedem Falle glaube ich, daß wir gut thun werden, es ebenso zu machen und uns einige Minuten auszuruhen."

Mit diesen Worten sprang er behend zur Erde; Pericco folgte seinem Beispiele.

Gleich darauf nahmen sie ihren Pferden das Sattelzeug ab und breiteten ihre Monturen*) auf dem Boden aus.

Onondüré sah ihrem Thun zu, während er sie mit seinen wilden Augen anblickte, welche in der Dunkelheit wie die eines Raubthieres zu funkeln schienen.

„Da mein Bruder, der rothe Krieger, nicht weiß, wo er den Apo-Ulmen der Téhuels finden soll," sagte Don Diego, „und es in diesem Augenblick zu dunkel ist, so werden wir hier bleiben; vielleicht wird mein Bruder, sobald die Sonne wieder über der Prairie leuchtet, glücklicher sein und die Spuren wiederfinden können, welche die Nacht ihn hat verlieren lassen."

„Gut!" antwortete der Indianer, „mit der Endit'ha**) werden wir den Jagdpfad wieder aufnehmen."

„So sei es," versetzte der Spanier, „und der große Geist gebe meinem Bruder einen guten Schlaf."

„Maïtaï (sehr gut)," murmelte der Indianer mit einem ironischen Lächeln, welches eine Secunde lang die Winkel seiner dünnen Lippen empor hob; „Gutécha***) sieht Alles."

---

*) Namen der Chilenischen Sättel.

**) Die Morgendämmerung.

***) Gott.

Und ohne mehr zu sagen, wandte sich die Rothhaut um und schloß die Augen mit der vermeintlichen oder wirklichen Absicht, sich dem Schlafe zu überlassen.

Nachdem der Colonel ihn einen Augenblick mißtrauisch betrachtet und offenbar die Hoffnung aufgegeben hatte, auf dem undurchdringlichen Gesichte des Wilden den düstern Plan zu lesen, welchen er in seinem Herzen verschloß, kehrte er mit langsamen Schritten zu dem Platze zurück, wo Pericco die Häute und Ponchos ausgebreitet hatte, die ihnen als Bett zu dienen bestimmt waren, innerlich entschlossen, die geringsten Bewegungen und Geberden seines Führers auf das Sorgfältigste zu überwachen. Das ungewöhnliche Betragen dieses Mannes, seine zweideutigen Antworten hatten im höchsten Grade sein Mißtrauen erregt und er wollte nicht, daß durch seinen Fehler die wichtigen Interressen, welche ihm anvertraut worden waren, in Gefahr gerathen sollten.

Don Diego setzte sich neben Pericco nieder, lehnte sich gegen einen Baum, kreuzte die Arme über seine Brust und versank in tiefes Nachdenken über die seltsame und gefährliche Lage, in welcher er sich befand — allein, mitten in einer Wildniß, fern von aller menschlichen Hülfe und fast ohne mögliche Vertheidigung, der Barmherzigkeit eines grausamen und lüsternen Wilden überlassen, dessen

wahrscheinlich in der Umgegend verborgenen zahlreichen Mitschuldigen vielleicht nur auf ein Zeichen warteten, um über ihn herzufallen.

„Bah!“ sagte er plötzlich und wie zu sich selbst sprechend, „morgen wird es Tag werden, und vielleicht ist noch nicht Alles so verzweifelt, wie ich mir vorstelle.“

„Ja,“ antwortete Pericco, welcher das Selbstgespräch seines Gebieters gehört hatte, „Sie haben ganz den Charakter Ihres Herrn Vaters, des Generals, Sie sind eben so sorglos in der Gefahr.“

„Zum Henker, was willst Du, daß ich thun soll, mein armer Pericco?“ fragte lächelnd Don Diego; „ich bin gefangen, und fürchte mich, wie eine Ratte in einer Mäusefalle. Nun, ich mache gute Miene zum bösen Spiel. Was sollte es mir nützen, mich zu betrüben; was kommen soll, wird kommen! Würden meine Klagen den Lauf der Dinge ändern?“

„Das sage ich nicht, mein Colonel, nein, weit entfernt davon; und wie Sie, würde ich es höchst lächerlich finden, wie ein Weib zu klagen und zu weinen; der Augenblick hierzu wäre schlecht gewählt. Aber das Evangelium sagt: „Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott!“

„Caramba!“ rief der junge Mann ungeduldig, „ich finde Dich entzückend mit Deinen Sprüchwörtern, und die Stunde ist sehr günstig, dieselben

auszukramen. Seit langer Zeit suche ich nach einem Mittel, mich aus einer schlimmen Lage zu befreien, in welche ich wie ein Staar hineingerathen bin, ohne es finden zu können!"

„Ei, mein Colonel, ohne Ihnen Unrecht thun zu wollen, Sie wissen, daß Ihr Vater in meine Intelligenz stets ein gewisses Vertrauen gesetzt hat; und wer weiß, dieses Mittel, welches Sie vergeblich suchen, kann vielleicht ich Ihnen liefern."

„So erkläre Dich denn und laß mich nicht länger warten."

„Mein Gott! die Sache ist sehr einfach; es ist jetzt Ihnen wie mir augenscheinlich, daß dieser Wilde uns verrathen will und uns in eine Falle gelockt hat, nicht wahr?"

„Leider ja."

„Nun, so lassen Sie uns Den betrügen, der uns betrügen will; wer hindert uns, so lange wir es noch können, diesem rothen Teufel uns leise zu nähern, während er schläft oder so thut, und die Stunde abwartet, uns seinen Mitschuldigen auszuliefern, ihn zu ergreifen, zu binden, und ihm dann Bedingungen aufzulegen, auf welche er gezwungen sein wird, einzugehen?"

„Aber wenn wir uns getäuscht hätten? Wenn er uns nicht verriethe? Wenn er aufrichtig und seine Unwissenheit wahr wäre?"

„Oh! wenn wir das Kapitel der Wahrscheinlich-

keiten beginnen, so wird es uns weit führen. Colonel, ich will mich begnügen, Ihnen nur eine Frage vorzulegen: Halten Sie es für möglich, daß ein Wilder, der sein ganzes Leben damit zugebracht hat, nach allen Richtungen bei Tag und Nacht durch die Wildniß zu streifen, sich in dieser Pampa verirren könnte, von der ihm alle Bäume und Felsen bekannt sind?"

„Das ist wahr, Du hast Recht."

„Halten Sie es für möglich, daß dieser Mann die Spur seines Stammes verliert und ihn nicht zur festgesetzten Stunde und an einem bestimmten Tage wiederfinden könnte, sobald es ihm gut scheint! Nein, nicht wahr? Dieser Mann täuscht uns also; er hat uns aus Gründen, die wir nicht errathen können, in der offenbaren Absicht fortgeführt, uns zu seinen Opfern zu machen. Wir müssen uns daher beeilen, ihn an der Ausführung seiner Pläne zu verhindern, indem wir ihm zuvorkommen und uns seiner Person bemächtigen."

„Ja, Alles, was Du sagst, ist ganz richtig; es würde eine Dummheit sein, länger zu zögern. Wer weiß, ob es nicht schon zu spät ist?"

„Nein. Sehen Sie ihn," entgegnete Pericco und wies mit der Hand nach dem Orte, wo der Indianer ruhte, und der, höchstens zwanzig Schritte von dem Platze entfernt, wo die Spanier mit leiser Stimme plauderten, in den silberhellen

Strahlen des Mondes den schwarzen Schatten eines auf dem Boden ruhenden Mannes zeigte.

„Seien wir vorsichtig," sagte Don Diego indem er sich erhob und Pericco durch ein Zeichen zu verstehen gab, dasselbe zu thun; „Du weißt wohl, diese Indianer sind listig; eine unvorsichtige Bewegung, das Knistern der Blätter unter unsern Füßen würde genügen, ihn zu warnen, auf seiner Hut zu sein. Thun wir, als machten wir einen Spaziergang und nähern wir uns so unmerklich der Stelle, wo er ruht; bei ihm angekommen, wollen wir auf ihn losstürzen und ihn knebeln, bevor er Zeit hat, sich zu besinnen."

Die Augen immer auf den Platz gerichtet, wo der Führer im tiefen Schlafe zu ruhen schien, näherten sich die beiden Männer von zwei verschiedenen Seiten, um ihm den Rückzug abzuschneiden; sie schritten mit der größten Vorsicht vorwärts, hielten den Athem an und lauschten bei jedem Schritt.

Bald befanden sie sich in geringer Entfernung von Demjenigen, den sie überfallen wollten; sie machten Halt, beriethen sich durch einen Blick und nach einer augenblicklichen Zögerung stürzten sie auf ihn zu: Onondüré war verschwunden! . . .

Einige zusammengerollt und geschickt hingelegte Schafhäute waren allein auf der Stelle geblieben, welche der Führer einnehmen sollte.

Die beiden Spanier blickten sich bestürzt an.

Da ließ sich plötzlich ein entsetzliches Geheul vernehmen und das gewaltige Kriegsgeschrei der Indianer ertönte, ausgestoßen von mehr als fünfzig Wilden, deren scheußliche Gesichter, höchstens zwanzig Schritt weit von den Reisenden entfernt, hinter den Gebüschen erschienen.

Rasch ergriff Pericco seinen Herrn, hob ihn mit Gewalt in seinen kräftigen Armen empor und flüchtete sich schleunigst hinter einen ungeheuren Felsblock, welcher sich ihnen nahe befand.

Es war die höchste Zeit; vierzig Schüsse ertönten zugleich und die Kugeln schlugen pfeifend auf die Steine nieder, welche den beiden Abenteurern einstweilen als Wall dienten.

II.

Das Lager der Téhüels.

Im Grunde einer Lichtung, zwischen zwei Bergschluchten, lagen und saßen in Gruppen vertheilt sieben- bis achthundert Indianer, die sich an den auf verschiedenen Stellen angezündeten Feuern wärmten und mit einander plauderten, oder am Fuße der Bäume schliefen. Es war die Elite der Krieger, aus dem Stamme des großen Hasen, der gefürchtetste jener unzähligen Stämme, aus denen die mächtige Téhüelnation besteht, deren unermeßliche Jagdgründe sämmtliche Pampas im Inneren der Cordilleren bedecken.

Dieses Indianerlager bot einen großartigen Anblick dar in dem bleichen Lichte des Mondes, der, nachdem er bereits dreiviertel seines Laufes zurückgelegt hatte, seine unsicheren Strahlen auf diese Scene warf und sich mit dem röthlichen und phantastischen Scheine der Feuer mischte, welche mit unheimlicher Gluth die bemalten und seltsam

tätowirten Gesichter und Körper der Wilden beleuchteten.

In der Mitte des Lagers erhob sich ein kegelförmiges Zelt aus zusammengenähten Lamahäuten, auf dessen Spitze eine lange Ruthe gleich einer Fahne im Winde schwankte, an welcher ein Büschel Menschenhaare befestigt war.

Vor diesem Zelte standen zwei Krieger auf ihre Flinten gestützt.

Zur Rechten der Lichtung weideten die gefesselten Pferde des Stammes.

An den Zweigen der Bäume hingen an den Hinterfüßen die Körper der Dammhirsche, peruanischer Schaafe, Bären, Büffel und anderer im Laufe des Tages getödteten Thiere; einige waren noch unberührt, aber die meisten derselben waren ausgeweidet, abgestreift und in Stücke zerlegt worden, welche zum Theil als Abendmahlzeit gedient hatten.

An dem äußersten Ende des Lagers standen zerstreut auf den Felsspitzen die Wachtposten, steif wie Statuen, und wachten mit spähenden Augen und lauschendem Ohr sorgsam über die allgemeine Sicherheit, bereit, bei dem geringsten beunruhigenden Geräusch den Warnungsruf ertönen zu lassen.

Im dunkeln Hintergrunde sah man wohl hundert ungeheure Jagdhunde, welche die Ueberreste der Mahlzeit suchten, mit gesträubtem Haar, hohlen und blutigen Augen und weißen, spitzigen Zähnen

herumstreifen, Abkömmlinge jener wilden Hunde, welche die ersten Eroberer Amerika's mit sich führten, um auf die Indianer Jagd zu machen, und deren Race sich die Letzteren endlich zueigneten.

Seltsam aber war es und bewies, daß der Stamm sich nicht auf dem Pfade der Jagd, sondern auf dem des Krieges befand, daß man kein Weib in dem Lager bemerkte, und das Zelt, welches wir erwähnt haben, war das einzige, welches existirte; sämmtliche Indianer schliefen unter freiem Himmel.

Die vollkommenste Ruhe herrschte im Lager; die Feuer, welche zu unterhalten man aufgehört hatte — denn die Indianer hatten sich einer nach dem andern dem Schlafe überlassen — warfen nur noch einen flackernden, ungewissen Schein; und eine Todtenstille, die nur durch das fernere Brüllen der Raubthiere unterbrochen wurde, lag über der Lichtung.

Da hob sich plötzlich der Vorhang des Zeltes und zwei Männer traten heraus, von denen wir eine besondere Beschreibung geben müssen.

Der Erste war ein Mann von höchstens fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, von hoher, wohl proportionirter Gestalt; seine Gesichtszüge — so viel dieselben zu erkennen möglich waren, unter den seltsamen Malereien, die sie entstellten und ihnen einen sonderbar wilden Ausdruck verliehen —

waren schön, edel und intelligent. Sein Gesicht athmete Kühnheit und Offenheit, und wenn er zuweilen jene Maske undurchdringlicher Gleichgültigkeit fallen ließ, welche die Indianer unter allen Umständen zu bewahren streben, so nahmen seine großen schwarzen und funkelnden Augen einen Ausdruck unbeschreiblicher Güte an, das Lächeln seiner Lippen war unendlich milde; seine Geberden, wie diejenigen aller Krieger hatten jene natürliche Anmuth und Majestät dieser ursprünglichen Nation.

Dieser Mann war Owiciata, der große Apo-Ulmen der Téhüels.

Sein schwarzes, dichtes Haar, oben auf dem Kopfe durch eine Schlangenhaut zusammengehalten, fiel rückwärts über seine Schultern wie der Schweif eines Helms; eine Adlerfeder war in seinem Kriegsbüschel befestigt; ein bunter Poncho, von schreienden Farben, fiel, nachlässig angeheftet, bis auf die Erde herab und ließ auf seiner nackten, kupferfarbigen Brust mehre Turbos*) von Muscheln erkennen, an denen Amulette und grob geformte Kleinodien von Gold und Silber hingen. Eine Art Beinkleid, von Lamawolle gewebt, reichte ihm bis an die Knöchel; seine nervigen Beine waren mit schafledernen Kamaschen bedeckt, welche am Knie durch Riemen gehalten wurden, an denen

*) Halsband.

menschliche Scalps hingen, Trophäen, welche der Häuptling in seinen zahlreichen Kämpfen erobert hatte; elegant gestickte farbige Mocassins, die mit falschen Perlen befestigt waren, dienten ihm als Fußbekleidung.

An seinem Gürtel hing auf einer Seite sein Calumet*), auf der andern sein Beil, seine Keule, sein Scalpirmesser, seine Pulverbüchse, sein Kugelsack und sein Beutel oder Sack mit Speisevorräthen. Ein leichter runder Schild, mit einer für Kugeln undurchdringlichen Leguanenhaut bedeckt, mit seltsamen und symbolischen Gestalten bemalt, und mit menschlichen Scalps geschmückt, war durch einen Riemen an der Seite seines Calumets und neben dem schrecklichen Lasso, von dem sich die Indianer niemals trennen, befestigt. In der Hand hielt er einen langen Carabiner mit kupfernen Zierrathen geschmückt, dessen geschnitzter Kolben eine Anzahl Einschnitte hatte, Erinnerungen an die durch den Häuptling getödteten Krieger, und welche er nicht anblicken konnte, ohne daß ein Lächeln des Triumphes sein stolzes Gesicht erhellte.

Die zweite Persönlichkeit war an ihrer Hautfarbe und Tracht leicht als Spanier zu erkennen.

Es war ein fleischiger untersetzter Mann, und

*) Irdene Pfeife mit langem, seltsam geschnitzten Kirschbaumrohr.

dick wie eine Tonne, mit breitem Gesicht und gemeinen Zügen. Seine grauen Haare hingen in langen fettigen Strippen unter seinem großen Strohhut hervor, welcher seinen unförmlichen Kopf bedeckte. Seine niedrige Stirn, seine kleinen gelben Augen, die schielend und durchdringend dicht an seiner wie ein Geierschnabel gebogenen Nase standen, sein ungeheurer Mund, mit dünnen, eingekniffenen Lippen, seine herabhängenden Backen gaben ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Eule. Sein Blick, welcher sich nur verstohlen auf etwas richtete, hatte einen Ausdruck gemeiner Bosheit und kalter Grausamkeit, was Schauder erweckte.

Dieser Mann trug den Reiseanzug der spanischen Creolen, das heißt einen über seine Schulter geworfenen Poncho, der bis über den Gürtel hinabreichte, ein Beinkleid von Leinwand, wollene, über dem Knie gebundene Stiefel und an den Fersen seiner Fußbekleidung mit Riemen befestigte schwere silberne Sporen, die mit ungeheuren scharfspitzigen Rädern besetzt waren. Ein Cavaleriesäbel hing an seiner linken Seite, und wie der indianische Häuptling, hielt er einen langen Carabiner in der Hand.

Nachdem die beiden Männer einige Schritte außerhalb des Zeltes gemacht hatten, blieben sie stehen und lauschten aufmerksam.

„Ich höre noch nichts,“ sagte der Pflanzer nach einer Weile.

„Still,“ antwortete der Häuptling in dem reinsten Castilianisch, „hier kommen die Krieger.“ In der That traten nach wenigen Minuten einige zwanzig Indianer in die Lichtung.

Der Chilene wollte vorwärts eilen, allein der Häuptling hielt ihn zurück, indem er mit ironischem Lächeln zu ihm sagte:

„Ihr wollt also, daß man Euch erkennt?“

„Caraï! das ist wahr,“ erwiderte der Andere, plötzlich stehen bleibend, „aber was ist zu thun? sie werden augenblicklich hier sein.“

Owiciata warf auf seinen Gefährten einen Blick voller Verachtung und indem er auf das Zelt wies, sagte er zu ihm:

„Tritt dort ein.“

Der dicke Mann gehorchte, ohne den spöttischen Ton des Häuptlings zu bemerken.

Kaum fiel der Vorhang hinter dem Chilenen herab, als die neuen Ankömmlinge sich dem Téhüelchef gegenüber befanden.

Diese Indianer waren vollständig zum Kriege gerüstet und mit prächtigen Pferden versehen, welche ebenso wild und unbezähmbar schienen wie ihre Herren.

In ihrer Mitte führten sie ein Dutzend gefangene Spanier mit sich, die auf ihren Pferden geknebelt waren; zwei Frauen, gleichfalls beritten, aber frei und dem Anscheine nach mit dem tiefsten Respect

behandelt, befanden sich an der Spitze der Gefangenen.

Auf seinen Carabiner gestützt, mit gesenktem Haupte und zusammengezogenen Brauen, in tiefes Nachdenken verloren, schien Owiciata die Ankunft der Krieger nicht zu bemerken, die sich im Halbkreis vor ihm aufgestellt hatten und schweigend erwarteten, daß er sie anreden sollte.

Nach ziemlich langer Zeit erhob die Jüngste der beiden Gefangenen, offenbar durch das lange Schweigen ermüdet, das Haupt und wandte sich an den indianischen Häuptling mit sanfter und ernster Stimme, deren melodische Töne ihn plötzlich, wie durch eine elektrische Berührung erbeben ließen.

Es war ein junges Mädchen, fast ein Kind, kaum sechszehn Jahre alt. Man konnte nichts Lieblicheres, Anmuthigeres und Engelreineres sehen, als dieses reizende Geschöpf, dessen reine, bewegliche und vollkommen harmonische Züge belebt waren durch zwei große schwarze und klare Augen, über welche sich in untadelhaftem Bogen die Brauen wölbten. Ihr dichtes Haar fiel ungeordnet in langen, seidenweichen Locken auf ihre Schultern herab, mit denen sie durch ihren bläulichschwarzen Schein den köstlichsten Contrast bildeten.

Wie alle spanischen Damen von hohem Range war sie halb vergraben in Wogen von Mousselin, ein über ihre Schultern geworfener indischer Caschemir-

mantel verhüllte dieselben kaum; an ihrem Halse und an ihren Handgelenken funkelten Diamanten von unschätzbarem Werthe.

„Owiciata," sagte sie, „warum hast Du mich durch diese Krieger aufhalten lassen, als ich, auf Dein Wort vertrauend, friedlich in der Pampa jagte?"

„Höre mich, Mercedes," antwortete der Häuptling in sanftem, unterwürfigen Tone.

„Bin ich nicht Deine Gefangene?" entgegnete sie stolz.

„Meine Gefangene, Du! oh!" meinte der Häuptling mit einer abwehrenden Geberde.

„Was bin ich sonst?"

Der Indianer neigte schweigend das Haupt.

Das junge Mädchen fuhr fort:

„Bin ich durch meinen Willen hier? Hast Du mich höflich ersucht, hierherzukommen? Nein! Du, ein berühmter Krieger unter den Deinigen, Du, der Schrecken der Spanier, hast Gewalt gebraucht gegen ein Weib; das ist Deiner unwürdig, das ist eine Feigheit!"

„Eine Feigheit!" rief der Indianer mit funkelndem Blick und griff convulsivisch nach seiner Keule.

„Oh!" sprach das junge Mädchen traurig, „eine edle und große Heldenthat für Owiciata, den Apo-Ulmen der Téhüels; nun, vollende, was Du so gut begonnen hast, tödte mich!"

Der Häuptling stampfte wüthend mit dem Kolben seines Carabiners auf die Erde, und schaute mit wilden Blicken um sich.

„Zurück, Alle!“ rief er, „ich will allein mit diesem Weibe reden.“

Die Krieger verneigten sich schweigend und zogen sich zurück, indem sie die übrigen Gefangenen mit sich führten.

Die junge Spanierin sprang leicht von ihrem Pferde und indem sie dem Indianer gegenübertrat, kreuzte sie ihre Arme über ihre klopfende Brust, maß ihn mit einem Blick höchster Verachtung und sagte mit geringschätzendem Lächeln zu ihm:

„Freue Dich, Owiciata, ich bin in Deiner Macht, Dank Deiner ehrlosen Verrätherei; hier bin ich, Deine Sclavin, ich erwarte die Befehle meines wilden Gebieters.“

„Mercedes! Mercedes!“ rief der Häuptling mit schmerzlicher Ungeduld aus, „warum sprichst Du so zu mir, warum quälst Du mich zu Deinem Vergnügen? Ich bin kein Mann der Städte, sondern ein Indianer, ein Wilder,“ setzte er mit bitterem Lachen hinzu, „unbekannt mit Euren raffinirten Manieren; ich wollte Dich sehen, Dich sprechen; ja, anstatt mich Deiner zu bemächtigen, wie ich es gethan habe, hätte ich Dich um eine Unterredung gebeten, würdest Du sie mir bewilligt haben?“

„Vielleicht!“

„Lüge, Mercedes, denn Du weißt wohl, daß sich nach einander zehn meiner Krieger in Santa-Rosa, wo Du wohnst, einfanden, um Dir die Botschaften zu überbringen, mit denen ich sie beauftragt hatte, und immer hast Du sie mit Verachtung zurückgeschickt und die Briefe, deren Ueberbringer sie waren, zerrissen, ohne sie gelesen zu haben.“

„Höre auch Du mich an, Owiciata: Als vor zehn Jahren meine Tante Dich verwundet, fast sterbend, in der Pampa traf, ließ sie Dich durch ihre Peonen (Diener) aufheben und nach ihrem Hause führen. Dort wachte sie sechs Monate lang an Deinem Bette wie eine Mutter, deren Kind in Todesgefahr schwebt; sie umgab Dich mit der rührendsten Sorge. Du warst damals jung, kaum vierzehn Jahre alt; aus Dankbarkeit bliebst Du bei Der, die Dir das Leben gerettet hatte, wohnen, unterwarfst Dich, um ihr zu gefallen, allen ihren Anforderungen, vergaßest — oder thatest wenigstens so, das wilde und freie Leben in der Pampa, um die Gewohnheiten eines civilisirten Mannes anzunehmen. Mich, die ich damals ein kleines unschuldiges Geschöpf war, trugst Du in Deinen kräftigen Armen den ganzen Tag herum, gehorchtest den geringsten Launen eines verwöhnten Kindes, nanntest mich Deine Schwester, wie ich Dich Bruder nannte; ist es so, Owiciata?“

„Es ist die Wahrheit, Mercedes,“ antwortete

der Indianer mit schwacher Stimme und zur Erde gesenktem Blick.

„Eines Tages,“ fuhr das junge Mädchen fort, „es war vor vier Jahren, damals war ich zwölf Jahre alt, und ich erinnere mich dessen, als wäre es heute geschehen, kam mein Vater, Don Estevan de-Padillas, den ich seit dem Tode meiner armen Mutter nicht gesehen hatte, nach Santa-Rosa. Ein junger Mann begleitete ihn.

„Ja,“ murmelte der Indianer mit dumpfer Stimme, „Don Diego de-Lara. Iksouens! (ich hasse ihn!)“ setzte er auf indianisch hinzu.

„Du hast Recht,“ erwiderte mit einem Lächeln das junge Mädchen, welches den Ausruf des Häuptlings nicht gehört hatte, „Don Diego de-Lara. Noch an demselben Abend seiner Ankunft legte mein Vater meine Hand in die Don Diego's, und sagte zu mir:

„Meine Tochter, dieser junge Mann ist der Sohn meines besten Freundes. Gott behüte mich davor, Deiner Neigung jemals Gewalt anzuthun, aber ich würde sehr glücklich sein, wenn Du einwilligtest, seine Gattin zu werden.“

„Und Du antwortetest?“ rief der Häuptling mit furchtbarem Ausdruck.

„Und ich antwortete,“ fuhr Mercedes edel fort: „Mein Vater, ich werde Euch gehorchen. Ich schwöre Euch, daß ich nie einen andern Gatten haben werde, als Don Diego de-Lara.“ Mein

Vater blieb vierzehn Tage in Santa-Rosa bei meiner Tante; dann kehrte er, nachdem er mich zärtlich umarmt, und sich mein Versprechen hatte wiederholen lassen, nach Talca zurück, wo er wohnte. Don Diego, der Sohn seines Freundes und mein Verlobter, folgte ihm. Zwei Tage nach ihrer Abreise kamen wir, von unsern Dienern begleitet, von einem weiten Spazierritt in den Bergen zurück, als Du, in einer kurzen Entfernung von der Stadt, Dein Pferd anhieltest, die Hand auf den Zügel des meinigen legtest, und zu mir sagtest:

„Mercedes, mein Vater ist ein großer Häuptling, er ist ein gefürchteter Krieger, er ist der mächtigste Ulmen Téhüel's. Willst Du mir zu meinem Stamme folgen? Du wirst mein Weib sein und meine Krieger werden Dich wie eine Königin respectiren."

„Ja, ja, das habe ich zu Dir gesagt, Mercedes," murmelte der Häuptling.

„Und ich antwortete Dir: „Ich kann nicht Dein Weib werden, mein Vater hat mich einem jungen Manne verlobt, ich werde meinem Vater gehorchen." Du batest mich, Du flehtest mich an, Alles war vergebens. Endlich in Verzweiflung darüber, daß Du mich zur Annahme Deines Anerbietens nicht vermögen konntest, sagtest Du zu mir: „Mercedes, ich liebe Dich! Sei glücklich, was auch kommen mag, ich werde Dich immer lieben." Damit gabst

Du Deinem Pferde die Sporen und warst verschwunden. Seit dieser Zeit ist es heute das erste Mal, daß wir uns wieder begegnen, Owiciata, und wie, frage ich Dich? Dein Verrath hat mich zu Deiner Sclavin gemacht."

„Ich habe Dich mit Geduld angehört, Mercedes," antwortete der indianische Häuptling, „jetzt ist die Reihe an mir zu sprechen."

„Sprich," versetzte das junge Mädchen.

„Seit unsrer plötzlichen Trennung haben wir uns nicht wieder gesehen, das ist wahr; aber ich wachte von fern über Dich, Tochter der Bleichgesichter, und keine Deiner Handlungen ist mir verborgen geblieben."

„Was geht das mich an," antwortete stolz die Spanierin.

„Alljährlich kehrte Don Diego zurück, um einige Tage bei Dir zuzubringen; und das, was dem Princip nach nur Gehorsam war gegen den Willen Deines Vaters, vielleicht auch Freundschaft, hatte sich nach und nach in Liebe umgewandelt."

„Ja, Du bist gut unterrichtet," unterbrach ihn das junge Mädchen leidenschaftlich.

„Sprich nicht so," rief der Häuptling und stampfte zornig mit dem Fuße.

„Und warum sollte ich es nicht sagen? Warum sollte ich nicht eine Liebe gestehen, auf welche ich stolz bin und die Don Diego theilt?"

„Vor zwei Tagen ist Diego de-Lara in Santa-Rosa angekommen,“ fuhr Owiciata fort; er ist von der Regierung von Chile mit einer Mission an mich gesandt.“

„Woher weißt Du das?“ fragte das junge Mädchen erstaunt.

„Ich weiß Alles,“ versetzte stolz der Häuptling. „Ich weiß auch,“ fuhr er fort, indem er seine Worte nachdrücklich betonte, „ich weiß auch, daß sobald er, nachdem er sich seiner Gesandtschaft entledigt, nach Santa-Rosa zurückkommen wird, er Dich heirathen soll und daß Alles zu Eurer Vereinigung bereit ist.“

„Allerdings,“ entgegnete Mercedes mit Energie.

„Aber Du weißt nicht, junge Thörin, die meine Liebe verachtet und wie ein Kind mit dem Tiger gespielt hat, ihm sogar noch in seiner Höhle Trotz bietet, daß Don Diego, wie Du, selbst von meinen Krieger überfallen, in diesem Augenblick in meiner Macht ist und in einer Stunde sterben wird.“

„Das würdest Du nicht wagen.“

„Kind, ich wage Alles; was geht mich das Gesetz der Menschen an, seine Eigenschaft als Gesandter, was weiß ich sonst? Ich bin kein Spanier, ich bin ein wilder und grausamer Indianer. Ich habe meine Feinde in meinen Händen: er wird sterben. Blicke auf,“ setzte er hinzu, indem er das junge Mädchen, welches diese Worte

mit Schrecken erfüllt hatte und das, in Thränen zerfließend, das Gesicht in den Händen barg, nöthigte, den Kopf nach der Seite zu wenden, nach welcher er deutete: „Blicke auf, hier kommt Dein Verlobter.“

In der That erschien eine Truppe Indianer, welche in ihrer Mitte den entwaffneten Don Diego de-Lara und Pericco führten.

„Ah!“ rief Owiciata im Tone unbeschreiblichen Triumphes, „endlich habe ich also meine Rache in Händen!“

Dann erhob er die Stimme und sagte:

„Stoßt in Euer Horn, um die Krieger zusammenzurufen, und führt die Gefangenen herbei.“

Einige Minuten später befanden sich sämmtliche Indianer unter Waffen, um ihren Häuptling versammelt.

Die Morgendämmerung begann die Wipfel der Bäume zu lichten, und der röthliche Schein, welcher sich am Horizonte zeigte, verkündete den Aufgang der Sonne.

Als Don Diego von den Indianern, die sich seiner bemächtigt hatten, vor den großen Téhuelhäuptling geführt wurde, blickte er ruhig und gelassen um sich; aber plötzlich erbleichte sein Gesicht, ein Beben des Schreckens durchlief seine Glieder und voll Verzweiflung rief er aus:

„Mercedes! Mercedes! Meine Geliebte, auch Du bist in der Macht dieser Elenden?“

Und er machte eine wunderbare Anstrengung, die ihn fesselnden Banden zu zerreißen, um sich auf seine Braut zu stürzen, aber nach einem kurzen Kampfe überwältigten ihn die umstehenden Indianer und versetzten ihn in die Unmöglichkeit, eine Bewegung zu machen.

„Muth, Diego!“ rief Mercedes mit unschreiblich sanftem Lächeln; „Muth, mein Verlobter, wir werden zusammen sterben.“

Onondüré, der treulose Führer, welcher den jungen Colonel in die Falle geleitet hatte, näherte sich Owiciata und sprach einige Augenblicke leise mit ihm.

Obgleich durch eine große Anzahl Feinde angegriffen, war Don Diego erst nach einem langen und gefährlichen Kampfe unterlegen. Durch Pericco tapfer unterstützt, hatte er länger als zwei Stunden die Indianer in Schach gehalten, und sich nur erst dann ergeben, als er von allen Seiten umringt und seine Munition erschöpft war und er erkannte, daß ein längerer Widerstand thöricht gewesen wäre.

Aber in dem Sturm, den er ausgehalten, waren mehre Indianer getödtet, andere — der Führer gehörte zu der Zahl — mehr oder weniger schwer verwundet worden; und wenn die Téhüelkrieger nicht die bestimmten Befehle erhalten hätten, die

Spanier lebend gefangen zu nehmen, so wären sie ohne Barmherzigkeit von ihren Siegern, die durch den heroischen Widerstand erbittert waren, ermordet worden. Don Diego errieth, daß der Führer seinem Chef von den Ereignissen des Kampfes Bericht abstattete, und daß er in ihn drang, die Todesstrafe seines Feindes festzusetzen.

Der Colonel, welcher die grausamen Sitten und den unversönlichen Character der Indianer seit langer Zeit kannte, beschloß, auf eine, seinem Namen würdige Weise zu sterben, welche sie zwingen mußte, seinem Muthe und seiner Standhaftigkeit, womit er die Martern ertrug, denen er ohne Zweifel unterworfen sein würde, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Aber wider seinen Willen versetzte ihn der schreckliche Anblick der Qual Derjenigen, welche er liebte, und doch weder schützen noch vertheidigen konnte, in eine düstere Verzweiflung und ließ ihn tausendmal schrecklichere Leiden ausstehen, als welche man ihm bereitete.

Dieses so sanfte, schöne junge Mädchen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß es ihn liebte, das noch so viele schöne Tage hoffen konnte, für welches sich das Leben kaum erschlossen hatte, und das ihm in einer Zukunft des Glückes so unaussprechliche Freuden verhieß, sollte also plötzlich mit kaum sechszehn Jahren ein Leben voll entzückender Verheißungen enden unter den Schlägen barbarischer

und mitleidsloser Menschen. Diese furchtbaren Gedanken, die auf ihn eindrangen, während er die göttlichen Züge Derjenigen betrachtete, welche vielleicht in wenigen Stunden nur noch ein unförmlicher Leichnam war, an dem diese Henker ihre ganze indianische Wuth auslassen würden, zerrissen ihm das Herz.

Owicitia näherte sich ihm, und nachdem er ihn eine Weile mit einem Ausdruck befriedigter Wuth betrachtet hatte, sagte er, indem er ihn verächtlich mit dem Fuße stieß:

„Hund von einem Bleichgesicht, bist Du bereit, Deinen Todtengesang anzustimmen?"

Bei dieser schimpflichen Berührung fühlte der junge Offizier das Blut in seine Wangen treten; mit Stolz richtete er sich empor und antwortete:

„Elender! der Tod wird mir willkommen sein, denn er wird mich von Deiner verhaßten Gegenwart befreien."

„Ja, Spanier, ich weiß, daß Du und Deines Gleichen den weißen Tod nicht fürchten, den Tod, welcher offen und mit einem Schlage kommt; aber es ist nicht dieser, den ich Dir vorbehalte. Ich will sehen, welche Fassung Du am Marterpfahl zeigen wirst, wenn Du dem indianischen Tode in's Angesicht schauest, der immer und doch niemals kommt, der tausendmal sterben läßt, ohne einmal zu tödten."

„Ich bin weder ein Weib noch ein Kind, welches

Worte schrecken könnten; bereite die entsetzlichsten Qualen für mich, Elender, und Du wirst sehen, daß ich sie ertrage, ohne zu erbleichen."

„Und Deine Braut! Glaubst Du, daß sie Deine Fassung haben wird?" sagte der Indianer höhnend; „schau, wie schön und jung sie ist. Ist es nicht furchtbar, in diesem Alter zu sterben?"

„Laß mich, Dämon!" rief Don Diego mit Wuth; „laß mich, sprich nicht von ihr."

„Im Gegentheil," erwiderte der Häuptling, „denn wenn Du willst, kannst Du sie und Dich selbst, wie Deine sämmtlichen Gefährten retten."

„Oh! Du spottest meiner; ich kenne Deines Gleichen zu gut, um mich durch die grobe Lockspeise, die Du mir vorwerfen zu wollen scheinst, fangen zu lassen; noch einmal, laß mich, Deines Gleichen erweisen keine Gnade."

„Du hast Unrecht, daß Du mich nicht anhören willst, denn ich spreche offen und ohne Hintergedanken; ich wiederhole Dir, Du kannst Dich retten, wenn Du willst."

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein; der Indianer verfolgte mit Angst auf dem Gesichte seines Gefangenen den durch seine Worte hervorgebrachten Eindruck und suchte in seinen Zügen seine Gedanken zu lesen.

Nach einer Weile nahm Don Diego diese seltsame Unterredung wieder auf.

„Sprich," sagte er mit dumpfer Stimme, „und wenn es nicht ein abermaliger indianischer Betrug ist, so sage mir, welche Vorschläge Du mir zu machen hast; ich höre."

„Ich bin, wie Du weißt, beinahe von Spaniern erzogen worden," sprach der Häuptling, „ich kenne also ihre Gewohnheiten und bin an die Gaukelspiele ihrer Geistlichen gewöhnt; Eure Saqotkata (Priester) haben im Namen des gekreuzigten Mannes zwei Ringe geweiht, und haben Dich auf diese Weise mit Mercedes verlobt."

„Ja," antwortete der junge Mann, der nicht begreifen konnte, wo der Wilde hinaus wollte.

„Wohlan," fuhr Owiciata triumphirend fort, „gieb mir Deinen Ring, übertrage mir Deine Rechte auf Deine Braut und Du und die Deinigen werden frei sein."

„Oh! es ist zu schmachvoll, mir einen solchen Vorschlag zu machen!" rief Don Diego wüthend aus.

„Was schadet es Dir, da sie Dir nicht gehören kann?"

„Zurück, Elender!" rief in diesem Augenblick Mercedes; „ehe ich diesen schmachvollen Handel annehme und die Frau eines Ungeheuers Deiner Art werde, möchte ich lieber das Opfer des schändlichsten Banditen des Stammes werden."

Als das junge Mädchen diese Worte mit fun-

kelndem Blicke aussprach, lag auf ihrem Gesicht ein solcher Ausdruck niederschmetternder Verachtung und höchsten Zornes, daß der indianische Häuptling den flammenden Blitz ihrer Augen nicht ertragen konnte und unwillkürlich den Kopf senkte.

„Oh!" rief er aus und knirschte wüthend mit den Zähnen, indem er sich rasch entfernte, „bereitet Euch vor, sogleich an den Marterpfahl gebunden zu werden."

III.

Ononthio.

Einige Stunden nach den in unserm vorhergehenden Capitel berichteten Ereignissen bot das Lager der Téhüels eine außerordentliche Regsamkeit dar.

Es herrschte eine seltsame, namenlose Verwirrung: Schreien, Lachen und Gesänge einer aufgeregten, hierhin und dorthin eilenden Menge ertönte von allen Seiten. Die Einen trugen ungeheure Arme voll grünen Holzes, Andere errichteten große Scheiterhaufen, wieder Andere schnitten mit ihren Macheten Eschenruthen ab, welche sie zuspitzten und daraus eine Art Spieß machten von zwanzig bis fünfundzwanzig Centimeters Länge; noch Andere pflanzten in Eile ungeheure Pfähle auf, aus Bäumen, die am Morgen gefällt und sorgfältig von den Blättern und Zweigen befreit worden waren; Einige putzten und luden ihre Flinten oder schliffen auf Steinen ihre Scalpirmesser.

In der Mitte des Lagers, umgeben von einer Anzahl Kriegern, lagen die gefangenen Spanier im bunten Gemisch auf dem Grase gebunden, wie Thiere, die zur Schlachtbank bestimmt waren.

Mercedes und die Frau, welche sie begleitete und die ihre Amme war, saßen am Fuße eines Baumes, Beide in trübes Schweigen versunken.

„Hm!" sagte Pericco, indem er sich aufzurichten versuchte, was ihm wegen der Bande, die ihn fesselten, unmöglich war, „ich glaube, daß wir bald an der Rache theilnehmen werden. Caraï! Es wird einen bösen Augenblick zu überwinden geben; diese rothen Teufel sind vortreffliche Meister im Martern."

Als er bemerkte, daß der in tiefe Gedanken versunkene Colonel ihn nicht gehört oder wenigstens seinen Worten keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, setzte er unerschütterlich sein Selbstgespräch fort.

„Ja, ja, meine Burschen, ich sehe Euch, Ihr bereitet gewissenhaft alle Marterwerkzeuge vor, die Pfähle, an denen wir befestigt werden sollen, das grüne Holz, um uns wie Schinken zu räuchern; die Spieße, welche unter unsere Nägel getrieben werden sollen. Beeilt Euch, Müchachos! wer weiß? wenn Ihr Euch nicht beeilt, werden wir vielleicht entschlüpfen. Oh! das schöne Fest! Wie werdet Ihr Euch freuen! Ein dutzend Spanier, mit denen Ihr thun könnt, was Euch gefällt! und der Teufel

mag wissen, was für wunderliche Gedanken in Eurem indianischen Hirn entstehen können."

„Pericco" sagte Don Diego aufschauend, „wie kannst Du, dem Tode so nahe, also sprechen?"

„Bah! mein Colonel, man ist immer dem Tode nahe, und dennoch weiß man weder wer leben, noch wer sterben wird. Noch sind wir am Leben."

„Ja, aber wir werden sterben."

„Möglich! und in diesem Falle ist die Welt für uns zu Ende; aber wir haben unser letztes Wort noch nicht gesprochen."

„Welche Hoffnung kann uns bleiben?"

„Man kann nicht wissen! Es ist nicht das erste Mal, daß ich mich in einer so verzweifelten Lage befunden habe, und immer bin ich wieder daraus entschlüpft! .... Caraï! Es giebt keinen Grund, daß ich heute unglücklicher sein sollte! Fragen Sie Ihren Vater, wie oft wir Beide an den Pfahl gebunden waren, und dennoch bin ich hier!"

„Hier, in dieser Wildniß, verlassen von Allen, wie sollen wir da dem Schicksal entgehen, welches uns bedroht? Glaube mir, mein armer Freund, machen wir uns keine chimärischen Hoffnungen, bereiten wir uns vielmehr vor, standhaft zu sterben!"

„Das thut nichts dazu, mein Colonel, wir können sehr wohl standhaft sterben, wenn der Augenblick gekommen sein wird, und dennoch hoffen!

Bah! diese Dämonen sind sehr böse, aber Gott ist es noch mehr als sie! Wer weiß, was er ihnen vorbehält! .... Warten wir das Ende ab, zum Teufel!"

„Gott ist mein Zeuge, daß, wenn ich das Leben bedaure, dies nicht um meinetwillen geschied, sondern um dieses unschuldigen Wesens willen; welches ich mit in das Grab reiße! Arme Mercedes!" sagte Don Diego mit einem herzzerreißenden Seufzer.

„Freilich wahr," murmelte Pericco mit düsterer Stimme, „sie war so glücklich! Sehen Sie, wie das theure Kind, so schön und so gut, auf den Knieen ihrer Amme niedergesunken ist! Oh" setzte er wüthend hinzu, „diese Indianer haben kein Herz. Wenn sie ein altes Gerippe, wie das meinige, martern, so habe ich nichts dawider, das ist Kriegsgebrauch; aber was hat ihnen dieses Kind gethan? .... Tausend Teufel! .... Hier wie Kälber gebunden zu liegen, die man schlachten will, ohne sich rächen zu können!"

„Arme, arme Mercedes!" seufzte Don Diego.

„Doch einerlei," fuhr Pericco fort, indem er seinen grauen Kopf mit spöttischem Lachen schüttelte, „wenn ich wieder davon komme, werde ich mich meines Gevatters Onondüré erinnern; wenn ich ihn jemals wieder zum Führer nehme, so soll er Revanche haben!"

„Ach;“ sprach der junge Mann, „es ist mein thörichtes Vertrauen zu diesem Elenden, was uns hierher geführt; wenn ich doch auf Dich gehört hätte, mein alter Freund!“

„Bah! was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Sehen Sie, Colonel, das wird Ihnen zur Lehre dienen, und ein anderes Mal werden Sie nicht den Ersten den Besten zum Führer nehmen, wie?“

„Du hast gut reden,“ erwiderte der junge Mann, der sich nicht enthalten konnte über das unerschütterliche Vertrauen seines alten Dieners zu lächeln.

„Was wollen Sie, Colonel, ich bin einmal so und habe die Gewohnheit, nur zu glauben, was ich sehe.“

„So blicke denn hin und Du wirst glauben,“ entgegnete Don Diego.

„Ah! was beweist das?“ meinte Pericco, die Achseln zuckend.

In diesem Augenblicke trat Owiciata aus seinem Zelt und es entstand ein Höllenlärm barbarischer Instrumente.

„Caraï!“ rief der alte Diener, „welches schauderhafte Charivari!“

Auf einen Wink des Häuptlings begannen in der That die Pfeifer, Muschelbläser und Chichikoués zusammen in der mißtönendsten Weise zu spielen zur großen Belustigung der Indianer. Indessen

nach wenigen Minuten dieser unbeschreiblichen Musik, welche keinen andern Zweck hatte, als sämmtliche Indianer bei dem Zelte zu versammeln, hörte der Lärm auf ein Zeichen des Häuptlings auf und Owiciata trat zu den Gefangenen.

Nachdem er sie einen Augenblick mit einem Ausdrucke betrachtet hatte, welchen wiederzugeben wir verzichten, befahl er, daß man ihnen die Arme und Hände von den fesselnden Banden befreien sollte.

Sobald dieser Befehl ausgeführt war, sagte er zu ihnen:

„Hunde, da Ihr Kräfte braucht, um die Folter zu ertragen, und da die Sonne schon lange am Himmel steht, so wird man Euch zu essen geben."

„Dank, mein Bursch," antwortete Pericco.

Dann murmelte er zwischen seinen Zähnen:

„Dieser Wilde ist nicht höflich, aber man muß zugeben, daß er etwas Gutes hat!"

Darauf kam Onondüré und gab jedem Gefangenen ein Stück Tassomanony*), ein Flasche voll Smilaxwasser und einige Maiäpfel.

„Ah! ah!" sagte Pericco, indem er mit gutem Appetit seine Portion verzehrte und sich zu Onondüré wandte, „Du hast also Dein Gewerbe geändert, mein Bursche; ich wünsche Dir Glück dazu,

---

*) Brod für die Jagd und den Krieg.

denn ich muß Dir gestehen, daß Du Dich als Führer wie ein wirklicher Picaro erwiesen hast!"

„Kläffe, Hund!" antwortete der Wilde und versetzte ihm einen Fußtritt, „daß Hollundermark wird Dich sogleich singen lassen."

„Ich spotte Deiner, wie Deiner Schwefeldochte; aber sei unbesorgt, ich werde Dir später Alles wieder heimzahlen."

Der Indianer lachte ihm gerade in's Gesicht und entfernte sich achselzuckend.

Mit Ausnahme von Pericco, den nichts zu bewegen schien, und welcher seine Vorräthe bis auf den letzten Bissen verzehrte, während er seine Wächter neckte, die nicht wenig erstaunt waren über seine Kaltblütigkeit und seine gute Laune in einem solchen Augenblick, ließen die andern Gefangenen die Lebensmittel fast unberührt, welche man, nach dem heiligen Gebrauch in einem solchen Falle, an sie vertheilt hatte.

Als diese traurige Mahlzeit beendet war, ertheilte Owiciata den Befehl, die Martern zu beginnen, worauf eine große Bewegung in der Menge entstand.

Die mit der Bewachung der Gefangenen beauftragten Wächter befreiten sie von den sie fesselnden Riemen, damit sie sich nach dem für die Folter bestimmten Platz begeben konnten.

Uebrigens hatte man alle Vorsichtsmaßregeln so getroffen, daß jeder Fluchtversuch unmöglich war.

Dennoch sahen sie sich kaum frei, als einer der Gefangenen die durch die Vorbereitungen der düstern Ceremonie entstandene Verwirrung benutzte, mit einem wunderbaren Sprunge drei oder vier Wilde zu Boden warf, und durch rasches Laufen die ersten Bäume des Waldes zu gewinnen suchte.

Dieser kühne Versuch erregte eine augenblickliche Bestürzung unter den Indianern; aber fast sogleich faßten sie sich wieder und einige zwanzig Krieger eilten ihm nach, während ihre ungeheuren Bluthunde, die sie mit lautem Geschrei zu dieser Menschenjagd anregten, ihnen vorausstürzten.

Nach einigen Kreuz- und Quersprüngen wurde der arme Teufel, athemlos und durch diesen unsinnigen Lauf ermüdet, von den Hunden erreicht, welche ihm an die Kehle sprangen, ihn nach einem secundenlangen Kampfe zu Boden warfen und erwürgten, bevor ihre Gebieter ihn aus ihrer Gewalt befreien konnten. Der unglückliche Spanier gewann bei diesem verzweifelten Versuch wenigstens so viel, daß er sich den furchtbaren Martern entzog, welche ihn bedrohten.

Als die Indianer sahen, daß er vollkommen todt war, scalpirten sie ihn und beschimpften ihn als einen Feigling, wüthend darüber, daß ihre Erwartung getäuscht und eins ihrer Opfer ihnen auf diese Weise entschlüpft war. In ihrem ohnmächtigen Zorn durchbohrten sie ihn mit so vielen Macheten-

stichen, daß sein entsetzlich verstümmelter Körper bald nur noch eine unförmliche Knochenmasse und zerhacktes Fleisch zeigte.

In dem Augenblick, wo der Zug sich in Bewegung setzen sollte, machte Don Diego eine unerhörte Anstrengung, und indem er sich von den Kriegern befreite, die ihm als Escorte dienten, stürzte er auf Mercedes zu, die ihm ebenfalls entgegeneilte; und Beide hielten sich in einer letzten Umarmung einen Augenblick umschlungen.

„Oh! Mercedes," rief der junge Mann leidenschaftlich aus, „jetzt, da ich sterben soll, fühle ich, wie sehr ich Dich liebe! Verzeihe mir, mein angebeteter Engel, daß ich die unfreiwillige Ursache Deines Todes bin! Ach! Gott weiß, daß ich gern mein Leben hingegeben haben würde, um Dich glücklich und frei zu wissen, selbst wenn Du einem Andern hättest gehören müssen."

„Sprich nicht so, mein Geliebter," antwortete Mercedes in fieberhafter Aufregung. „Wir sind glücklich, weil wir zusammen sterben werden!"

Sie konnten nicht mehr sagen, die Krieger trennten sie; aber ihre Seele ging in ihre Augen über und was ihnen nicht erlaubt war mit den Lippen auszudrücken, sagten sie sich in einem unendlichen Blick.

Indessen gelangten sie bald an den zu ihrer Folter bestimmten Platz.

Owiciata hatte Eile, mit den Spaniern zu reden. Die Macht eines Häuptlings, so ausgedehnt sie auch sei, hat dennoch gewisse Grenzen, welche zu überschreiten, immer unvorsichtig ist, und so groß auch der Gehorsam und die Ergebenheit sein mochte, welche die Krieger für ihn hatten, so war dennoch der Apo-Ulmen nicht ohne Unruhe in Betreff seiner Gefangenen.

In der That gährte eine dumpfe Aufregung im Lager; ein großer Theil der Ulmenen hatte die Gefangennehmung des Colonels nur mit Widerwillen gesehen, der, als Gesandter, für sie geheiligt war und respectirt werden mußte; und außerdem empfanden sie ein lebhaftes Verlangen, die Vorschläge kennen zu lernen, welche der junge Offizier ihnen zu machen beauftragt war. Auch gab Owiciata Befehl, sogleich die Martern zu beginnen, da er irgend eine seinen Plänen feindliche Dazwischenkunft fürchtete.

Wie gewöhnlich, wählte man unter den Gefangenen die unbedeutenderen aus, welche bestimmt waren, der Menge zum Spielball und Gespötte zu dienen und sparte für das Ende des Festes die Männer auf, deren Standhaftigkeit durch die teuflische Grausamkeit der Henker am meisten auf die Probe gestellt werden sollte.

Zwei bis zum Gürtel entkleidete Peonen wurden mit dem Körper an den Pfahl gebunden, und

ungefähr zwanzig Schritt von ihnen stellte sich eine Anzahl Krieger auf, mit ihrem Scalpirmesser in der Hand und begannen mit lautem Geschrei, Spottreden und beleidigendem Gelächter die Folter.

Die Messerfolter ist eine von denen, welche die Indianer sehr gern auferlegen, ebenso die mit dem Beil. Diese Martern bestehen in Folgendem:

Die geschicktesten Krieger des Stammes fassen das äußerste Ende der Klinge ihres Messers zwischen Daumen und Zeigefinger, balanciren es zwei bis dreimal in ihren Händen und schleudern es auf den Gefangenen, so daß es so nahe als möglich den Körper streift, ohne ihn jedoch zu treffen oder ihn wenigstens nur leicht verwundet.

Nach diesem Exercitium kommt das mit dem Beil, welches in derselben Weise ausgeführt wird; mit der Flinte ist es nur denjenigen Kriegern erlaubt, deren Geschicklichkeit vollkommen feststeht, denn eine Kugel, welche nur eine Linie von dem gewählten Puncte auf dieser lebenden Zielscheibe abwiche, könnte mit einem Schlage seine Leiden beenden und die Indianer des Schauspiels seiner Qualen berauben, was ihnen einen großen Kummer bereiten würde; denn sie wollen nicht allein den Tod ihres Gefangenen, sondern sich sättigen an seinem Schmerzgeschrei und an seinen Todeszuckungen.

In dem Augenblick als die Indianer, nachdem die beiden Peonen an den Marterpfahl gebunden

waren, mit dem Messerwerfen beginnen wollten, nahm Don Diego das Wort und wandte sich mit fester, wohlklingender Stimme folgendermaßen an die ihn umringende Menge:

„Ulmenen und Téhüelkrieger, hört mich zum letzten Male. Meine Absicht, indem ich zu Euch spreche, ist nicht, mich durch Ausflüchte, die eines Mannes unwürdig sind, dem Tode entziehen zu wollen; ich will nicht Euer Mitleid anflehen, aber da Euer großer Häuptling beschlossen hat, mich seiner gemeinen Rache und Eifersucht zu opfern, so wünsche ich, bevor ich sterbe, mich des Auftrags an Euch zu entledigen, mit dem ich betraut worden bin und welchen ich angenommen habe im Vertrauen auf das Wort und die heiligen Versprechungen Eurer Häuptlinge. Wollt Ihr mich hören, ja oder nein?"

„Er rede! er rede!" rief eine große Anzahl der Wilden.

„Nein, nein," schrien Andere, an deren Spitze sich Onondüré befand; „an den Pfahl mit ihm! Der junge weiße Häuptling ist wie der Spottvogel, seine Zunge ist lang und sein Muth kurz; an den Pfahl! wir werden ihn weinen sehen wie ein Weib!"

Don Diego stand, mit zusammengezogenen Brauen die Arme über die Brust gekreuzt und wartete gleichgültig, daß der durch seine Worte verursachte Tumult sich beruhigen sollte.

„Feigling!" sagte Onondüré noch einmal, indem er auf den jungen Spanier zuschritt und ihm in's Gesicht spie; „Du zitterst und bist noch nicht an den Pfahl gebunden!"

Bei dieser letzten, schrecklichen Beleidigung wurde das Gesicht des Colonels leichenblaß; sein Auge funkelte und bevor die Indianer, welche ihn umgaben, sich dem widersetzen konnten, stürzte er auf den Führer loß, riß ihm sein Beil aus dem Gürtel fuhr mit demselben wirbelnd durch die Luft und spaltete ihm den Schädel.

Onondüré sank, einen Schmerzensschrei ausstoßend, zu Boden, wand sich in entsetzlichen Convulsionen und hauchte seinen letzten Seufzer aus.

Nach dieser eclatanten Rache wich Don Diego einen Schritt zurück, während er das Beil zu seinen Füßen niederfallen ließ; darauf zog er ein in seiner Brusttasche verborgenes Halsband von Muscheln hervor, untermischt mit feinen Perlen, warf dasselbe verächtlich Owiciata zu, der nur mühsam die ihn verzehrende Wuth unterdrückte, und sagte zu ihm:

„Nehmt, hier ist der Paß, welchen der Abgesandte des großen Toqui (Generalissimus) der fünf verbündeten Nationen mir gegeben hat, um mir als Schutzbrief zu dienen. Und nun," setzte er hinzu und blickte mit Verachtung um sich, „thut mit mir, was Ihr wollt, Henker!"

Bei dem Anblick des Halsbandes zeigte sich wie

durch Zauber, eine plötzliche Veränderung unter den Téhuëls, welche für denjenigen, welcher die indianische Sitte nicht kennt, unbegreiflich ist. Das Geschrei und die Verwünschungen hörten auf und sie entfernten sich ehrerbietig von Dem, welchen sie vorher ermorden wollten, um den Tod Onondüré's zu rächen, und blickten ihn mit abergläubischer und mit Schrecken gemischter Furcht an.

Selbst Owiciata unterlag dem Einfluß des Gefühls, welches seine Gefährten so stark erregte, er hob ehrfurchtsvoll das Halsband auf, und indem er sich höflich vor Don Diego verneigte, sagte er mit gezwungenem Lächeln zu ihm:

„Nimm diesen Turbo zurück, mein Bruder, Du bist für uns geheiligt."

„Ja, ja," riefen die Indianer aus; „er hat den Turbo von Takiouka, dem gefürchteten Toqui der fünf Nationen!"

„Warum hast Du dieses Halsband nicht früher gezeigt?" begann der Häuptling von Neuem; „so würde nichts von Allen dem geschehen sein. Aber Dein Herz ist gut, Du wirst uns verzeihen; wir sind nur arme unwissende Indianer, wir werden versuchen, das Böse wieder gut zu machen, was wir Dir gethan haben."

Dann fuhr er zu den Kriegern gewendet fort, indem er den Leichnam Onondüré's mit dem Fuße fortstieß:

„Nehmt dieses Aas auf, die erste *Ursache* dieses bedauernswerthen Mißverständnisses, *und* überlaßt es den Geiern und *Raubvögeln zur* Speise."

Don Diego mochte seinen Augen nicht trauen; jeder Schein von Folter war verschwunden; man hatte die beiden, vor Schreck schon halb todten Spanier von den Marterpfählen losgebunden, jetzt wurden sie mit Achtung behandelt, und hatten das Recht, überall im Lager frei umhergehen zu können. Noch mehr, man hatte sogar auf ein Zeichen des Häuptlings den Gefangenen ihre Waffen, Pferde und sämmtliche Gegenstände zurückgegeben, die ihnen geraubt worden waren.

„Ah!" sagte Pericco lachend, „ich wußte es wohl, daß es heute noch nicht sein würde."

Owiciata nahm wieder das Wort und sprach zu Don Diego:

„Möge mein Bruder warten; das Berathungsfeuer wird angezündet werden und vor den Ulmenen des Stammes wird er uns Bericht abstatten über die Mission, mit welcher er von dem großen bleichen Häuptling beauftragt worden ist."

„Ich werde warten," erwiderte der Colonel.

Der Indianer zog sich zurück; aber auf einen Wink von ihm, führten mehre Krieger Mercedes und ihre Amme fort, ohne daß es dem jungen Manne möglich war, mit Der, welche er liebte,

ein Wort der Hoffnung auszutauschen. Er machte eine Bewegung, als wollte er sich dieser Trennung widersetzen; aber Pericco hielt ihn rasch am Arme zurück und flüsterte ihm in's Ohr:

„Geduld, mein Colonel, mit Geduld und Zeit erlangt man Alles."

„Ja," entgegnete der junge Mann, „ich werde mich zurückhalten, es muß sein. Oh! Ich werde sie retten."

„Bei Gott, ja!" versetzte Pericco in überzeugtem Tone. „Einerlei," fügte er hinzu, „ich freue mich, daß wir von diesem lieben Sennor Onondüré befreit sind. Welcher Schuft!"

Und er ließ sich sorglos am Fuße eines Baumes nieder, zog aus seiner Tasche Tabak und Papier, und nachdem er mit der größten Sorgfalt eine Cigarette verfertigt hatte, zündete er sie an und begann nach Lust zu rauchen. Bald war er von den bläulichen Rauchwolken vollkommen eingehüllt und fast gänzlich in ihnen verschwunden.

Kaum eine halbe Stunde nach diesen Ereignissen suchte ein Krieger Don Diego auf, bat ihn, ihm zu folgen und führte ihn in das Zelt.

Dort saßen kauernd um das Berathungsfeuer die Haupt-Ulmenen des Stammes und rauchten ernst ihr Calumet.

Zur Rechten Owiciata's saß auf einem zart geschnitzten Dreifuß von Feigenbaumholz ein Häupt-

ling, welchen der junge Mann noch nicht gesehen hatte.

Es war dies ein Greis von wenigstens achtzig Jahren: sein schneeweißes Haar fiel ungeordnet auf seine Schultern und Brust herab, und vermischte sich mit seinem Bart; seine ehrwürdigen Gesichtszüge zeigten eine hohe Majestät. Vollkommen bedeckt mit einem weiten, buntfarbigen Poncho, rauchte er schweigend sein Calumet, dem Anscheine nach in jene betrachtende Schlaftrunkenheit versenkt, die den Orientalen und den Naturen Amerika's so eigenthümlich ist. Dieser Häuptling, für welchen die Indianer einen tiefen Respect kundgaben, hieß Ononthio, das heißt der große Berg. Er war der Vater von Owiciata. Ehemals einer der gefürchtetsten Krieger seines Stammes, hatte er sich, als sein hohes Alter ihm die Führung der Waffen verbot, einen großen Ruf durch seine Weisheit in den Berathungen erworben und seine Worte wurden von den Indianern wie Orakelsprüche betrachtet. Aber wie alle Greise, sprach er sehr wenig, schwieg oft Wochen lang, was seinen Worten, wenn er eine Meinung aussprach oder einen Befehl gab, um so größere Autorität verlieh.

Sobald die vorbereitenden Ceremonien beendet waren, das Calumet die Runde um das Berathungsfeuer gemacht hatte und zu Owiciata zurückgekommen war, erhob sich dieser und redete Don Diego an.

„Möge mein Bruder sprechen," sagte er zu ihm, „unsere Ohren sind geöffnet. Die großen Häuptlinge hören ihn, und Chemiin (heilige Schildkröte) gebe, daß seine Vorschläge solche sind, wie wir es hoffen, damit wir den Fehler wieder gut machen können, welchen wir, wider unser Wissen, auf Veranlassung eines Verräthers begangen haben."

Bei dieser etwas gewagten Rechtfertigung des Betragens, welches der Häuptling gegen ihn eingehalten hatte, konnte der junge Mann ein Lächeln der Verachtung nicht unterdrücken; aber fast sogleich erlangte er die schickliche Kaltblütigkeit und den nothwendigen Ernst wieder.

„Ulmenen der Tébüels," antwortete er, „hier ist ein Brief des großen Häuptlings der Bleichgesichter, welche an dem uferlosen See (Meer) wohnen. In diesem Schreiben bietet er Euch die Fortdauer seiner Freundschaft an und bittet um die Eurige. Außerdem wünscht er mit Euch ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, und verpflichtet sich, Euch in Euren Kriegen beizustehen, Eure Jagdgebiete zu respectiren, und die Krieger der fünf Nationen überall, wo er ihnen begegnen wird, wie seine Brüder und Kinder zu behandeln. Wenn Ihr die Vorschläge annehmt, welche ich beauftragt bin, Euch in seinem Namen zu machen, sind für Euch prächtige Geschenke bereit in Santa-Rosa-de-los-Andes, wo einer Eurer Ulmen, in

Begleitung seiner Krieger sie abholen kann. Diese Geschenke bestehen in: tausend Flinten, tausend Messer, fünfzig Fässer Pulver, zwanzig Fässer Kugeln, hundert Fässer Branntwein und fünfhundert wollene Decken. Der Häuptling, welcher sich nach Santa-Rosa begiebt, wird dem großen bleichen Chef ein Corps von viertausend der berühmtesten Krieger der fünf Nationen zuführen, die uns in dem Kriege beistehen sollen, welchen wir den treulosen Molüchos (Araucanier) erklärt haben.

Das Beil wird zwischen uns und der mächtigen Téhüelnation eingegraben werden, und zwar so tief, daß unsere Kindeskinder es in tausend Monden nicht werden ausgraben können. Meine Brüder mögen meinen Vorschlag in Ueberlegung ziehen. Ich habe gesprochen."

Nach dieser Rede herrschte ein langes Schweigen, während welcher Zeit der Indianer, der den Gesandten eingeführt hatte, ihn wieder hinausgeleitete. Eine Stunde später wurde Don Diego wieder eingelassen.

„Mein Bruder," begann Owiciata, „die Ulmenen der Téhüelnation nehmen den Vorschlag ihres weißen Vaters an: ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihm und ihnen. Die Molüchos sind Weiber, welche die Téhüels zwingen werden, Weiberröcke zu tragen; hier ist mein Turbo als Zeichen des Friedens. Morgen wird einer der Haupt-

Ulmenen sich nach Santa-Rosa begeben, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, während ein andrer mit Dir reisen wird, um sich mit dem Toqui der Bleichgesichter zu verständigen über die Zahl der Krieger, welche er von uns verlangt. Mein Bruder nehme am Berathungsfeuer Platz, er ist jung, aber seine Weisheit ist groß. Habe ich gut gesprochen, mächtige Männer?" setzte er hinzu, indem er sich an die Häuptlinge wendete.

Diese neigten sich schweigend.

„Ich danke meinen rothen Brüdern für die Art, wie sie die ihnen von mir gemachten Vorschläge aufgenommen haben," antwortete Don Diego, „es thut mir leid, nicht länger unter ihnen verweilen zu können; meine Pflicht nöthigt mich, sogleich nach Santa-Rosa zurückzukehren, mit sämmtlichen Spaniern, die hier sind und ebenso mit Donna Mercedes," setzte er, die letzten Worte betonend, hinzu.

„Mercedes bleibt," sprach Owiciata heftig, „sie gehört mir."

„Donna Mercedes ist meine Braut, fast mein Weib," sagte energisch der junge Mann, „ich werde nicht ohne sie abreisen."

„Hund!" rief der Häuptling, indem er voll Wuth aufstand und die Hand an sein Beil legte: aber der alte Häuptling, welcher bis zu diesem Augenblick nur sehr wenig Interesse an den Vor-

gängen zu nehmen schien, erhob sich plötzlich und gebot Owiciata Ruhe.

„Mein Sohn schweige," sagte er mit zitternder Stimme, „dieser Mann ist geheiligt, wie Alles, was ihm gehört: sein Weib soll ihm folgen."

„Aber dieses Weib ist noch frei."

„Ist dies wahr?" fragte der Greis.

„Nein," antwortete der Colonel, „ich habe ihr Versprechen."

„So reise sie denn," versetzte Onontbio, „und Chemiin und Michabou mögen Euch Beide schützen. Ich habe gesprochen."

Nach diesen Worten sank der Greis wieder auf seinen Sitz zurück und schien sich von Neuem in seine Gedanken zu versenken.

Owiciata wagte nicht offen seinem Vater zu widersprechen, dessen Einfluß auf die Ulmenen er kannte. Mit der den Indianern natürlichen Verstellungskunst gelang es ihm, die Wuth, welche ihn verzehrte und sein Herz sieden machte, im Innern zu verschließen, und mit ruhiger Stimme, mit gleichgültigem Gesicht und lächelnder Lippe gab er den Befehl, daß Donna Mercedes und ihre Amme dem jungen Offizier zurückgegeben würden.

„Gut," bemerkte Onontbio mit einem freudigen Blick, „mein Sohn ist gerecht, die Weisheit ist in ihm, er wird ein großer Häuptling werden."

Der indianische Krieger bebte innerlich bei diesem

unverdienten Lobe; aber seine Herrschaft über sich selbst wieder gewinnend, sagte er zu Don Diego:

„Mein Bruder, nimm Dein Weib wieder und vergiß, was zwischen uns vorgefallen ist; meine Entschuldigung liegt in meiner Liebe zu ihr. Und Du, Mercedes," setzte er hinzu und wandte sich zu dem jungen Mädchen, die soeben herbei geführt worden war, „verzeihe mir, von nun an werde ich nur Wünsche für Dein Glück haben, bewahre Deinem Gefährten aus der Kinderzeit eine freundliche Erinnerung; leb' wohl und, wie mein Vater gesagt hat, Chemiin und Michabou mögen Euch schützen!"

Beruhigt durch diese Worte und zu redlich, um nicht daran zu glauben, entfernten sich die jungen Leute, nachdem sie dem Greise und seinem Sohne gerührt gedankt hatten.

Zwei Stunden später ritten der Colonel Don Diego de-Lara, Mercedes, Pericco und die anderen Spanier, welche sich mit ihnen in der Macht der Indianer befanden, eiligst Santa-Rosa-de-los-Andes zu.

Einige Minuten nach ihrer Abreise verließ der dicke Mann, den wir nur einen Augenblick oberflächlich gesehen haben, das Lager und folgte derselben Richtung.

Owiciata begleitete ihn.

An der äußersten Grenze der Lichtung angekommen, blieben sie an einer Stelle stehen, wo sie weder gesehen noch gehört werden konnten.

„Geh," sagte Owiciata, „was uns heute mißglückt ist, wird uns ein ander Mal gelingen," und er legte eine mit Gold gefüllte schwere Börse von Dammhirschleder in die Hand des Spaniers. „Kann ich immer auf Dich zählen?" fragte er ihn.

„Immer," versetzte der Andere, während er die Börse unter seinem Poncho verschwinden ließ.

„Sei mir treu," fuhr der Häuptling mit bedeutsamer Geberde fort; „wenn nicht, wird meine Rache schrecklich sein, Du kennst mich."

Der dicke Mann neigte den Kopf mit überzeugter Miene und nach einigen andern mit leiser Stimme ausgetauschten Worten trennten sich die beiden Mitschuldigen, wie es schien, sehr befriedigt von einander. Owiciata kehrte wieder in das Lager zurück und der Spanier setzte seinen Weg fort, um den Ausgang des Waldes zu erreichen.

Dieser Mann hieß Don José Malagrida. Er war seit fünfzehn Jahren der Verwalter der unermeßlichen Güter von Donna Mercedes' Tante. Begabt mit dem schmutzigen Laster des Geizes, von niedriger und mißgünstiger Bosheit, war es Owiciata leicht gelungen, ihn in seine Interessen zu ziehen und zu seinem Spion zu machen.

IV.

Don José Malagrida.

Man befand sich in den ersten Tagen des Novembers, des Monats, welchen die Indianer takiouka-oni (den Mond des Rehes) nennen.

Es war einer jener heißen und blendenden Tage, wie wir sie in unsern kalten Klimaten nicht kennen.

Die Sonne sandte im Ueberflusse ihre heißen Strahlen herab, welche die Kiesel und den Sand des Gartens eines reizenden Hauses der hübschen kleinen Stadt Santa-Rosa-de-los-Andes funkeln und blitzen machten.

Im Grunde eines blühenden Orangen- und Citronenwäldchens, dessen süßer und lieblicher Duft die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte, mitten in einem Gebüsch von Cactus, Feigenbäumen und Aloe, schlief eine junge Frau, welche sorglos in einer zwischen zwei Orangenbäumen befestigten Hängematte ruhte.

Den Kopf zurückgeworfen, das lange schwarze Haar aufgelöst über ihren Busen wallend, die leicht geöffneten Corallenlippen, hinter welchen der blendende Schmelz ihrer Zähne schimmerte, ließ Mercedes — denn sie war es, welche hier im Schlafe eines Kindes ruhte — wirklich reizend erscheinen; ihre Züge trugen das unverkennbare Gepräge des Glückes, obgleich leicht erregt durch die Leiden und Beschwerden einer vorgerückten Schwangerschaft; denn nach jener Epoche beinahe seit einem Jahr verheirathet, hatte keine Wolke den klaren Horizont ihres ruhigen und friedlichen Lebens getrübt.

Don Diego, welcher zum General ernannt und mit einem wichtigen Commando in der Arme von Chile betraut worden, war seit beinahe zwei Monaten abwesend. Aber zu der Zeit, wo wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, hatte er seine Rückkehr melden lassen und seine Frau erwartete ihn in jedem Augenblicke.

Es war beinahe Mittag; kein Lüftchen regte sich; die senkrechten Strahlen der Sonne machten die Hitze so unerträglich und erstickend, daß Jeder in der Stadt, in der Tiefe seines Gartens oder in das innerste Zimmer seines Hauses zurückgezogen, sich dem Schlafe überließ und, wie man es in jener heißen Zone nennt, die Siesta hielt.

Dennoch ließ sich in geringer Entfernung von

der Stelle, wo Donna Mercedes friedlich und lächelnd ruhte, ein Anfangs unmerkliches Geräusch vernehmen, welches sich jedoch allmählich verstärkte; die Blätter theilten sich und man erblickte das dicke Gesicht und die corpulente Gestalt Don José Malagrida's.

Der würdige Haushofmeister, welcher weite Beinkleider von weißer Leinwand, eine Weste von demselben Stoff und auf dem Kopf einen breitrandrigen Strohhut trug, war roth wie eine Päonie, große Schweißtropfen perlten auf seinem Gesicht und er schnaufte wie ein Ochs.

„Uff!" sagte er, indem er einige Schritte von der Hängematte Donna Mercedes' stehen blieb, um Athem zu schöpfen, „sie schläft, die reizende Sennora."

Und mit bösem Lächeln fügte er hinzu:

„Es wäre schade, sie zu wecken."

Nachdem er dann sein von Schweiß triefendes Gesicht mit einem feinen Batisttaschentuch abgewischt hatte, fuhr er mit einem Ausdruck übler Laune fort:

„Der Teufel drehe diesem Thiere das Genick um, welches auf den Einfall kommt, mir zu einer solchen Stunde eine Zusammenkunft festzusetzen, anstatt mich in aller Ruhe meine Siesta halten zu lassen, wie es in diesem Augenblick jeder ehrliche Mann thut. Ich weiß wohl, daß wir auf diese

Weise keine Gefahr laufen, gestört zu werden, weil Jedermann schläft, selbst bis auf die wachthabenden Hunde; aber dessen ungeachtet ist es außerordentlich unangenehm. Gehen wir!" setzte er hinzu, indem er einen Seufzer des Bedauerns ausstieß.

Und er trat aus dem Bosquet, nachdem er auf die junge Frau einen letzten Blick voll Haß und Neid geworfen hatte.

Einige Zeit bahnte er sich mühsam einen Weg mitten durch Bäume und Gesträuch, welche sich, je weiter er kam, immer mehr verdichteten.

Endlich an einer von dem Hause ziemlich entlegenen Stelle angekommen, schaute er mit der größten Aufmerksamkeit um sich, obgleich es unmöglich war, ihn auf vier Schritte zu sehen; aber durch die vollständige Stille und Einsamkeit die ihn umgab, beruhigt, nahm er seinen Hut ab, trocknete sich das Gesicht mit seinem Taschentuche, und nachdem er sich einen Augenblick verpustet und zwei oder drei erstickte Hm's ausgestoßen hatte, bückte er sich und ahmte mit seltener Vollkommenheit den durchdringenden und sonderbaren Schrei des Wassersperbers nach.

Fast sogleich antwortete ihm ein ähnlicher Schrei. Ein unmerkliches Geräusch ließ sich in den Blättern und Zweigen eines nahen Gebüsches ververnehmen, das sich leise getheilt hatte und den

Kopf, dann die Schultern und endlich den Körper eines Indianers zeigte, der gleich darauf mit einem Satz neben dem dicken Haushofmeister stand.

„He! Freund,“ sagte Malagrida, „Ihr braucht nicht viel Zeit, um dem Signal zu antworten.“

„Seit der Morgendämmerung liege ich in den hohen Gräsern,“ antwortete lakonisch der Wilde, welcher an der Adlerfeder, die er auf der rechten Seite seines Kriegsbüschels trug, leicht als ein Téhüel-Indianer zu erkennen war.

„Ich habe nicht früher kommen können,“ versicherte der Haushofmeister. „Alle wachten im Hause, ich wollte ihnen Zeit lassen zu schlafen.“

„Oah! mein Bruder ist vorsichtig.“

„Ah! die Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit, wie man sagt; aber vor Allem sage mir, warum Owiciata sich nicht selbst an den mir bezeichneten Ort begeben hat.“

„Owiciata ist ein Häuptling, er ist zum großen Toqui der Téhüels gewählt worden, seitdem sein Vater Onontbio fortgegangen ist, um in den glücklichen Prairien des Eskennane (das indianische Paradies) mit Michabou (Gott) und den gerechten Kriegern zu jagen.“

„Ich verstehe beinahe, was Ihr sagen wollt; aber ....“

„Ich bin sein Bruder! Schounka-Eti (der

springende Hirsch) ist ein Krieger," sagte der Indianer mit Stolz, indem er Malagrida ohne Weiteres mitten in seiner Rede unterbrach; „was der Häuptling nicht thun kann, werde ich an seiner Stelle thun."

„Nun, das ist seine Sache; was will er von mir?"

„Owiciata fragt, warum sein weißer Freund sein Versprechen nicht hält!"

„Oh! Caramba; weil mein rother Freund nicht das seinige eingehalten hat," entgegnete der Andere mit einer gewissen Lebhaftigkeit.

„Hat mein Bruder, der Toqui, nicht gegeben, was er versprach?"

„Einen Sack mit Goldpulver, wahrhaftig! nein, er weiß es wohl!"

„Da ist er."

Und der Indianer machte einen ziemlich schweren Beutel von seinem Gürtel los und warf ihn in den Schooß des Haushofmeisters; dieser griff gierig darnach, ohne einen Ausruf der Freude zurückhalten zu können.

„Endlich!" sagte er.

Aber der Indianer legte rasch die Hand auf den Beutel, in dem Augenblick, wo Malagrida ihn in seine weite Tasche versenken wollte; der Haushofmeister betrachtete den Téhüelkrieger mit überraschter und fassungsloser Miene.

„Gieb, gieb," sagte Shounka-Eti mit einem ironischen Lächeln.

„Es ist wahr," antwortete der Spanier.

Und er zog einen Schlüssel aus seiner Tasche, welchen er dem Indianer übergab.

„Oah! rief dieser, „mein Bruder wird zufrieden sein!"

In diesem Augenblick ertönte verworrenes Geschrei, in dem man deutlich den oft wiederholten Namen Malagrida unterschied, von dem Hause her und störte das Gespräch der beiden Mitschuldigen. Der Indianer verschwand, wie eine Eidechse dahingleitend, im Dickicht, während der Haushofmeister sich rasch erhob und mit großen Schritten dem Hause zueilte.

Kaum waren die beiden Individuen, deren Gespräch wir dem Leser mitgetheilt haben, verschwunden, als unter dem Laube eines Gebüsches, in der Nähe des Platzes, wo die Zusammenkunft stattgefunden hatte, sich das ehrliche und spöttische Gesicht Pericco's zeigte.

„Oh! oh!" sagte er, indem er sich aufrichtete und sich nach allen Seiten reckte und streckte, um die Blutcirculation in seinen Gliedern wieder herzustellen, die durch eine lange Regungslosigkeit steif geworden waren, „da höre ich schöne Dinge! Nun! ich habe eine gute Idee gehabt, unsern schätzenswerthen Haushofmeister zu belauschen;

aber was, zum Teufel! kann er mit den Indianern zu thun haben? Hm! das Alles ist nicht recht klar. Doch ein wenig Geduld; sehen wir, was diese Störung im Hause zu bedeuten hat."

Und nach diesem Selbstgespräch ging auch er dem Hause zu, wo das verworrene Geschrei sich noch immer hören ließ.

Diese Störung im Hause, wie Pericco es nannte, war durch die unvermuthete Ankunft des Generals Don Diego de-Lara hervorgerufen worden, welcher, kaum vom Pferde gestiegen, mit seinen Peonen und Dienern in den Garten geeilt war, um seine Frau zu suchen.

„Mercedes! wo ist Donna Mercedes?" fragte er Malagrida, welcher im eilig entgegen lief.

„Die Senora hält ihre Siesta in dem Feigenwäldchen," antwortete der Haushofmeister; „wenn der General es erlaubt, will ich sie von seiner Ankunft benachrichtigen; sie wird sehr glücklich sein."

Aber der junge Mann hörte ihn nicht mehr; er war schon weit entfernt.

Am Eingange des Bosquets eilte seine Frau in seine Arme, und überhäufte ihn mit Liebkosungen.

„Mercedes!"

„Diego!"

Die beiden, von den Gatten zugleich aus-

gesprochenen Namen verschmolzen in einen langen, heißen Kuß; darauf schlang der junge Mann seinen Arm um Mercedes' Taille, die ihr Köpfchen an seine Schulter lehnte und ihn zärtlich anschaute, und zog sie sanft mit sich fort in das Bosquet, wo sie lange Zeit zubrachten, um sich tausend und aber tausendmal jene köstlichen Liebesworte zu wiederholen, die so süß zu hören sind und welche überall und in allen Sprachen sich wiederholen in den einfachen Worten: „Ich liebe Dich!"

Nach diesem langen Herzenserguß zwischen den beiden Gatten, welche bereits ein Jahr verheirathet, sich noch wie am ersten Tage liebten, kehrte Don Diego wieder in sein Zimmer zurück, um seine durch einen langen Ritt derangirte Toilette wieder zu ordnen, und einige Stunden Ruhe zu genießen.

„Ach! mein braver Pericco," sagte der junge Mann bei seinem Eintritt in das Schlafzimmer, „ich freue mich, Dich wieder zu sehen."

Und er drückte herzlich die Hand des alten Dieners, welcher mit seinem gewöhnlichen Phlegma und vor sich hin brummend, die nöthigen Gegenstände zu der Toilette seines Herrn ausbreitete.

„Wahrhaftig! und ich mich auch," antwortete Pericco jubelnd.

„Es ist wahr," fuhr Don Diego fort, indem er sich in einen Fauteuil warf, „ich freue mich, Euch Alle wiederzusehen, von denen ich seit so

langer Zeit getrennt gewesen; ich bin an gute Gesichter gewöhnt, Ihr fehltet mir, bis auf diesen Haushofmeister mit seiner affectirten Wichtigkeit, den ich nicht vermißte."

„Halten Sie viel auf Ihren Haushofmeister, mein General?"

„Wie?" antwortete dieser, sich lebhaft umwendend.

„Ich frage Sie, ob Sie viel auf Ihren Haushofmeister halten?"

„Ich habe Dich wohl verstanden; aber warum fragst Du dies?"

„Ei! wahrscheinlich, um es zu wissen."

„Warum willst Du, daß ich auf ihn mehr als auf einen Andern halte?"

„So ist es um so besser, da Sie dann keine Schwierigkeiten machen werden, ihm die Thür zu weisen, nicht wahr?"

„Du willst, daß ich Malagrida fortschicke?"

„Verstehen Sie mich recht, mein General; ich will nicht, daß Sie Malagrida fortschicken."

„Nun also, was willst Du denn."

„Ich, nichts; allein ich rathe Ihnen, daß Sie ihn selbst fortschicken, das ist Alles."

„Du bist närrisch, Pericco; ein Mann, welcher der Familie meiner Frau seit langen Jahren diente."

„Freilich wahr, das ist ein Unglück."

„Du siehst ein, daß ich diesen braven Mann nicht so ohne Grund und allein, weil er Dir mißfällt, wegschicken kann."

„Haha!" lachte Pericco, „dies würde schon ein Grund sein!"

Dann fuhr er ernster fort:

„Glauben Sie, General, befreien Sie sich so bald wie möglich von diesem Manne."

„Aber noch einmal, warum?"

„Ich weiß nichts Bestimmtes gegen ihn; allein er ist mir verdächtig. Seit langer Zeit schon überwache ich ihn, und ich habe ihn heute Morgen, wenige Minuten vor Ihrer Ankunft, bei einer Unterredung mit einem Indianer überrascht. Ich habe ihr Gespräch nicht verstehen können, aber der Name Owiciata ist mehre Male ausgesprochen worden."

„Erschrickst Du Dich nicht um einer ganz natürlichen Sache willen! Was liegt denn Außerordentliches darin, daß mein Haushofmeister mit einem Indianer plaudert!"

„Tief in einem Gehölz, zur Zeit, wo Alle schlafen, und indem er die größten Vorsichtsmaaßregeln trifft, um nicht überrascht zu werden? Hm! Das scheint mir nicht recht richtig, das gestehe ich Ihnen. Sie wissen, daß ich lange voraus ahne, was geschehen wird. Sie werden thun, was Sie wollen, General, aber an Ihrer Stelle würde ich nicht zögern, den

Burschen zur Thür hinauszuwerfen, man findet immer Haushofmeister, und Sie werden diesen bald wieder ersetzt haben."

„Was für ein mißtrauischer Mann Du bist! wenn man Dich nicht kennte, würde man Dich für feig halten."

„Was wollen Sie, ich bin einmal so, und dann sind Sie immer abwesend; die Sennora bleibt hier in diesem einsamen Hause, welches fast außerhalb der Stadt liegt, allein mit einigen Dienern; ein böser Streich ist bald ausgeführt, es wäre nicht das erste Mal, daß die Indianer —"

„Noch einmal die Indianer!" rief Don Diego, indem er aufstand und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging. „Indessen hast Du Recht," fuhr er nach einer Weile fort, „es ist meine Pflicht, die Ruhe meiner Frau zu sichern. Geh' und hole Malagrida; morgen wird er das Haus verlassen."

„Warum nicht heute Abend?"

„Nun, sollte man nicht meinen, daß wir in Gefahr sind? Morgen wird es Zeit genug sein."

„Wer weiß?" murmelte Pericco kopfschüttelnd, und er entfernte sich, um den erhaltenen Befehl auszuführen."

Ungeachtet seiner Bitten und Ergebenheitsbetheuerungen empfing der Haushofmeister seinen Abschied mit der Weisung, das Haus früh am nächsten Morgen zu verlassen.

Er entfernte sich ganz nachdenklich, da er nicht wußte, was er diesen plötzlichen Entschluß seines Gebieters zuschreiben sollte, denn er glaubte, gewiß sein zu können, daß sein Verfahren ihm vollkommen unbekannt war, als er sich im Corridor Pericco gegenüber sah.

„Hören Sie, Haushofmeister," sagte dieser, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn scharf anblickte, „sobald Sie Owiciata, den großen Toqui der Téhüels sehen, werden Sie ihm viele Grüße von mir überbringen."

Der dicke Mann fuhr empor, als wenn er den Fuß auf eine Schlange gesetzt hätte; sein Gesicht wurde leichenblaß, und er antwortete stammelnd:

„Ich verstehe Sie nicht; was wollen Sie damit sagen?"

„Es ist gut! Es ist gut!" versetzte der Andere.

Und er entfernte sich und ließ den Spanier bestürzt und halb ohnmächtig vor Schreck zurück.

Endlich nach einigen Minuten gelang es Malagrida, seine Fassung wieder zu gewinnen, und indem er den kalten Schweiß abtrocknete, welcher auf seinem Gesicht perlte, sagte er:

„Die Nacht gehört mir."

Und ein teuflisches Lächeln glitt über seine dünnen, eingekniffenen Lippen.

Der Tag verging, ohne daß ein Ereigniß vorgefallen wäre, welches die Ruhe und das Glück,

dessen sich die Bewohner des Hauses erfreuten, gestört hätte.

Gegen elf Uhr Abends zogen sich Mercedes und Don Diego in ihre Gemächer zurück, und Jeder schickte sich an, sich der Ruhe zu überlassen.

Pericco, dessen Vertrauen durchaus noch nicht zurückgekehrt war, entschloß sich, ohne Jemand etwas davon zu sagen, um keine Unruhe zu erwecken, sich erst dann niederzulegen, nachdem er einen Rundgang gemacht und sich überzeugt hatte, daß Alles in Ordnung sei und daß man ruhig schlafen könnte.

In Folge dessen nahm er seinen Säbel, seine Pistolen und seine Flinte, und nachdem er seine Laterne angezündet, begann er überall nachzuforschen, vereint mit zwei ungeheuren Neufundländern von ungewöhnlicher Wildheit, welche im Innern des Hauses Wache hielten.

Mit der größten Sorgfalt durchsuchte er sämmtliche Plätze, die ihm verdächtig schienen. Ueberall herrschte vollkommene Ruhe. Darauf ging er in den Garten hinab und durchforschte alle Gebüsche desselben. Da er aber nichts fand, was seinen Verdacht bestärken konnte, so entschloß er sich, wieder den Rückweg nach dem Hause einzuschlagen, überzeugt, daß diese Nacht wenigstens keine Gefahr zu fürchten war.

Er ging längs der ziemlich hohen Umfassungs-

mauer hin und befand sich in der Nähe der Dienerwohnung als er bei einer kleinen Thür vorüberkam, welche man niemals öffnete und die er zugemauert glaubte, bei welcher die Hunde Zeichen der Unruhe gaben; sie begannen dumpf zu knurren und mit der Schnauze auf der Erde zu schnuppern.

„Oh! Oh!“ sagte er zu sich selbst. „Was giebt es denn hier?“

Und indem er die Blende seiner Laterne verbarg, welche er neben sich auf den Boden stellte, beschwichtigte er mit großer Mühe die Hunde, stellte sich dann, mit einer Pistole in jeder Hand, so nahe als möglich an die Mauer und wartete.

Seine Geduld sollte auf keine lange Probe gestellt werden.

Nach kaum einigen Minuten vernahm er ein leichtes Geräusch, ein Schlüssel knirschte im Schlosse und die Thür öffnete sich leise.

„Ah!“ dachte Pericco, „das war es also, was dieser Verräther Malagrida an seine Mitschuldigen verkaufte!“

In diesem Augenblick streckte ein Indianer seinen scheußlichen Kopf vor und schritt, vorsichtig sich umschauend, vorwärts. Ohne zu zaudern, zerschmetterte Pericco ihm den Schädel und von seinen Hunden gefolgt, stürzte er auf die Angreifenden.

Nun entstand eine unerhörte Verwirrung und

ein furchtbares Geschrei, Schüsse und Geheul ertönten.

Pericco und die beiden braven Hunde, welche ihn begleiteten, kämpften wüthend gegen eine Anzahl Wilder, welche das Haus zu überfallen suchten.

Der alte Diener, der sich seiner Flinte als Keule bediente, vertheidigte das Terrain Fuß für Fuß, Zoll für Zoll, indem er die Neufundländer immer anspornte, und unbarmherzig die Indianer niederschlug, welche in das Bereich seiner Flinte kamen.

Aber ungeachtet seines Muthes fühlte Pericco seine Kräfte sich erschöpfen; er erkannte, daß ein so ungleicher Kampf wie dieser nicht länger fortgesetzt werden konnte, und daß er mit seiner Niederlage enden würde. Sein Blut entströmte schon mehren Wunden, als plötzlich Don Diego an der Spitze einer Truppe Peonen anlangte, welche, wie er, durch das Geschrei und die Schüsse erwacht, sich in aller Eile bewaffnet hatten und nach der Seite hineilten, wo sie den Lärm hörten.

Diese Hülfe rettete Pericco und machte den Kampf weniger ungleich.

Aber die Zahl der Indianer war viermal so groß, als die der Spanier, und trotz des verzweifelten Muthes der Letzteren und ungeachtet der unerhörten Erbitterung, mit welcher sie sich vertheidigten, war es gewiß, daß sie endlich bis zum

Letzten würden unterliegen müssen, da ließ sich plötzlich der Hülferuf einer Frau vernehmen. Pericco, welcher sich mit großer Mühe von den ihn bedrängenden Feinden losmachte, schaute um sich und bemerkte einen Indianer, der ein ohnmächtiges Weib in seinen Armen trug und sich mitten durch die Menge Bahn zu brechen suchte, um aus dem Hause zu gelangen.

Mit einer gedankenschnellen Bewegung warf er sich dem Manne entgegen, erfaßte seine Flinte bei dem Lauf und zerschlug ihm mit einem Schlage des Kolbens den Schädel.

Der Wilde fiel und zog in seinem Fall die Frau mit herab, welche er trug.

In diesem Augenblick ertönte ein durchdringender Ruf und wie durch Zauber verschwanden die Wilden, heulend vor Wuth und Schmerz.

Der General beeilte sich sogleich die Thür zu verbarrikadiren, um einen neuen Angriff zu verhindern; es wurden Fackeln angezündet und man besuchte das Schlachtfeld.

Einige zwanzig Leichname bedeckten den Hof; unter ihnen befand sich auch Owiciata, mit furchtbar gespaltenem Kopf, der noch auf seinen Zügen den stolzen Ausdruck und das Lächeln unversöhnlicher Rache trug, welches seine Lippen im Augenblick des Todeskampfes zeigten. Als Don Diego den Leichnam des schrecklichen Indianers auffand, erkannte er, aus welchen Gründen seine Gefährten

im Augenblicke des Sieges den Muth verloren und, bestürzt über den Tod ihres großen Häuptlings, die Partie aufgegeben hatten.

Fünf Spanier waren ebenfalls gefallen und Pericco, buchstäblich mit Wunden bedeckt, suchte Donna Mercedes wieder zu beleben, der die beiden Neufundländer, die so tapfer gekämpft hatten, das Gesicht leckten.

Don Diego, der selbst zwei leichte Wunden erhalten hatte, eilte auf seine Frau zu und trug sie mit Hülfe Pericco's in ihr Zimmer.

Lange Zeit waren die Bemühungen vergeblich und man verzweifelte, die junge Frau wieder zum Leben zurückrufen zu können. Endlich stieß sie einen tiefen Seufzer aus, ihre Augen öffneten sich halb und ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie sprechen.

Dann richtete sie sich plötzlich auf, und blickte mit herzzerreißendem Schrei entsetzt die Personen an, welche sie umringten. Mit unbeschreiblicher Verzweiflung rief sie:

„Mein Kind! mein Kind! gebt mir mein Kind zurück!“

Und von nervöser Ueberreizung ergriffen, sank sie auf ihr Lager zurück.

Wir haben schon gesagt, daß Donna Mercedes in einem Zustand vorgerückter Schwangerschaft war; der Schreck, welchen sie empfunden, als das Haus

durch die Wilden überfallen worden war, und der Kampf gegen Die, welche sich ihrer zu bemächtigen suchten, alles dies vereint, hatten den Augenblick ihrer Niederkunft beeilt, und die unglückliche Frau war von einem Kinde entbunden worden, das sie nicht einmal gesehen und selbst nicht den Trost gehabt hatte, ihm diesen ersten Kuß zu geben, welcher eine Mutter für alle ihre Schmerzen entschädigt.

Das Kind war verschwunden.

Verzweiflungsvoll rang Don Diego die Hände, und blickte weinend und schluchzend auf sein Weib, das er vielleicht verlieren sollte, als plötzlich ein herzzerreißender Schrei ertönte und die um die unglückliche Mutter versammelten Personen vor Schreck erbeben ließ.

Eine geheime Thür, welche auf eine Seitentreppe führte, öffnete sich geräuschvoll und Malagrida, der das Kind Donna Mercedes' fest auf seine Brust gepreßt hielt, sank bleich, blutig und mit Mühe sich aufrecht haltend, am Fuße des Bettes der armen, mit dem Tode ringenden Mutter nieder, verfolgt von den beiden Neufundländern, welche sich auf ihn stürzten und ihn mit furchtbarem Geheul zu zerreißen begannen.

Elektrisirt durch diese von der Vorsehung herbeigeführte Erscheinung, sprang Mercedes aus dem Bett und stürzte mit einer seltsamen Kraft in einem

so zarten Körper zu dem Elenden, entriß ihm ihr Kind und sank dann athemlos auf ihren Betstuhl nieder, mit dem Ausruf:

„Dank! Dank! mein Gott! mein Kind ist mir wieder gegeben!“

Sie war gerettet.

Als es Pericco und Don Diego nach unerhörten Anstrengungen gelang, den beiden Hunden ihre Beute zu entziehen, war der Körper des Haushofmeisters nichts mehr als eine unförmliche Masse zerbrochener Knochen und zerfetzten Fleisches.

Die Perichola.

Eine Reise-Erinnerung.

Während der zweiundzwanzig Jahre meiner Reise in Amerika (obwohl gewisse Collegen von mir behaupten, daß meine Reisen außerhalb Paris' sich niemals weiter erstreckt haben als Saint-Cloud einerseits und Viry-Châtillon anderseits) habe ich fast immer mit den Indianern, Puelches, Pampas, Comanchen, Sioux und Apachen gelebt, welche, wie ich zugeben muß, alle auf die Kunst bezüglichen Fragen außerordentlich vernachlässigen.

Indem ich meine Erlebnisse durchgehe, stoße ich auf eine Erinnerung, welche ich hier unverändert mittheilen will.

Im Jahre 1840 war ich in Lima, der Hauptstadt von Peru. Was ich dort machte, hat wenig Interesse für den Leser; ich würde selbst in Verlegenheit sein, mich dessen heut' zu erinnern.

Lima des-los-Reyes ist durch den Eroberer Pizarro im Jahre 1535, zwei Meilen vom Meere

entfernt, in einem prächtigen Thale gegründet worden. Wie alle spanischen Städte ist es gut gebaut, die Straßen sind breit, in rechten Winkeln durchschnitten; die Stadt ist durch den Rimac in zwei Theile getheilt, über welchen eine steinerne Brücke führt, deren Architektur an die unser Pont-Neuf erinnert.

Die Bewohner von Lima sind von einer Güte, welche an Gutmüthigkeit streift, die Frauen, die schönsten der Neuen Welt, vom besten Ruf.

Nun aber hatte ich zu der Zeit, als ich mich in dieser Stadt befand, wenig zu thun. Ich bin meiner Natur nach immer wesentlich zum Herumstreifen, Forschen und Jagen geneigt gewesen; und da ich nichts Besseres zu thun hatte, so brachte ich drei Viertel meiner Zeit damit zu, Spaziergänge zu machen, auf Entdeckungen auszugehen und zu jagen.

Ich forschte sogar mit einer Art Wuth umher; der Grund hiervon ist folgender:

Seitdem ich Lima nach allen Richtungen durchstreifte, stieß ich unaufhörlich, ich möchte sagen, an jeder Straßenecke auf einen Namen, der mir auf alle möglichen Arten entgegentrat; dieser Name war:

Die Perichola.

Und vor Allem — war dies ein Name? Und

wenn es ein Name war, wer wär das Individuum, Mann oder Weib, das ihn getragen und eine so tiefe Erinnerung in der Bevölkerung von Lima zurückgelassen hatte?

Eines Tages betrachtete ich ein antikes Haus, das gegen die peruanischen Gewohnheiten ganz aus Stein gebaut war und dessen unterster Theil, von Granit, in den Rimac tauchte.

„Was ist das für ein Haus?“ fragte ich einen Zambo, der vorüberging.

„Oh! Sennor, Sie wissen das nicht,“ entgegnete er achselzuckend, „das ist die Perichola.“

Das machte mich um nichts klüger.

Ein anderes Mal auf dem Platze del-Acho hatte während eines Stierrennens ein Matador soeben eine jener unglaublichen Heldenthaten ausgeführt, wie man dies allein in der neuen Welt im Stande ist.

Die Blumensträußer fielen von allen Seiten zu den Füßen des Matadors nieder; die Begeisterung hatte den höchsten Gipfel erreicht. Da löste plötzlich eine Dame ihr Perlenhalsband und warf es in die Arena hinab.

„Bravo!“ rief die Menge in die Hände schlagend, „bravo! ganz wie die Perichola.“

Als eines Abends im Theater eine Schauspielerin schön und reizend, wie alle Andalusierinnen, eine herrliche Seguidilla mit entzückender Hingebung gesungen hatte und darauf eine aragonesische

Jota so hinreißend und erregend ausführte, daß das ganze Publicum außer sich vor Entzücken gerieth und die Bravos von allen Seiten losbrachen, ertönte der tausendfach wiederholte Ruf:

„Viva! sie singt und tanzt wie die Perichola.“

Kurz dieses Wort oder dieser Name verfolgte mich überall, wohin ich ging, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, irgend einen Aufschluß über diesen Gegenstand zu erhalten. Dies versetzte mich in eine fortwährende Aufregung, welche, wie einige Franzosen, die ich besuchte, meinten, in Hypochondrie überzugehen drohte.

Mehre Monate vergingen, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, das Wort dieses Räthsels zu entdecken, und schon begann ich zu verzweifeln, daß ich es jemals entdecken würde, was mich ganz wüthend machte, als der Zufall oder mein guter Stern in einem Augenblick, wo ich es am wenigsten erwartete, mir zur Hülfe kam und meine Neugierde vollständig befriedigte.

Es geschah dies auf folgende Weise:

Eines Morgens, als ich unter den Portalen der Plaza-Mayor spazieren ging und einen vortrefflichen Puro rauchte, wurde ich in dieser wichtigen Beschäftigung gestört durch das wiederholte Läuten eines Glöckchens und die von mehren Personen um mich ausgesprochenen Worte:

„Ah! da ist die Perichola!“

„Wahrhaftig,“ sagte ich zu mir selbst, „wenn sie da ist, werde ich sie sehen. Diesmal werde ich wissen, woran ich bin, und diese unerreichbare Perichola kennen lernen, welche seit länger als sechs Monaten das Vorrecht gehabt hat, mich so seltsam aufzuregen.“

Gesagt gethan; ich nahm meinen Hut ab und schritt auf einen gütig aussehenden Greis zu, der einige Schritte von mir mit der Schulter gegen ein Portal lehnte, und nachdem ich ihn höflich begrüßt hatte, um eines freundlichen Empfangs sicher zu sein, sagte ich mit schmeichelnder Stimme zu ihm:

„Verzeihen Sie, Sennor, würden Sie nicht so gütig sein, und mir die Perichola zeigen?“

Der Greis erwiderte meinen Gruß und streckte den Arm in der Richtung der Kathedrale aus, indem er zu mir sagte:

„Dort ist sie, Sennor,“ und er wies mit dem Finger auf eine mit Gold überladene Kutsche des achtzehnten Jahrhunderts, die von weißen Maulthieren gezogen wurde und in diesem Augenblick aus dem Sagrario kam, umgeben von Sacristanen, Chorknaben und Soldaten.

„Wie,“ rief ich in höchster Bestürzung aus, „diese Kutsche, die Perichola?“

„Ja, Sennor,“ antwortete der Greis lächelnd, „so nennt man sie.“

Nun wußte ich durchaus nicht, woran ich war. Das Räthsel nahm für mich die Proportionen eines undurchdringlichen Geheimnisses an.

Indessen war das Gesicht des Greises, den ich befragt hatte, so einnehmend, seine Stimme so sanft, seine Manieren so höflich, daß ich mich ermuthigt fühlte, einen neuen Versuch zu machen; nach einem augenblicklichen Zögern, richtete ich von Neuem das Wort an ihn und sagte zu ihm:

„Das ist ein sonderbarer Name für eine Kutsche. Was schließt sie den so Kostbares ein, daß sie so majestätisch und auf diese Weise escortirt daherzieht?“

„Sie enthält die heiligen Sacramente, welche man zu einem Sterbenden bringt, Sennor.“

„Wie!“ rief ich aus, „in Lima fährt man die Sterbesacramente?“

„Ja, Sennor, die Perichola hat es so gewünscht,“ erwiderte der Greis, sich verneigend.

„Nun, gut,“ sprach ich zu mir selbst, „wieder dieser verwünschte Namen; ich wundere mich, daß er noch nicht eher wiederholt wurde. So werden wir nicht zum Ziel gelangen. Es ist entschieden eine Grille.“ Darauf wandte ich mich mit einer neuen Verbeugung an den Greis und fuhr fort:

„Ich bitte Sie, meine Zudringlichkeit zu entschuldigen, Sennor; ich bin Franzose und jetzt erst in dieser Stadt angekommen, ich weiß daher nicht,

wer diese Perichola ist, deren Namen ich in jeder Minute aussprechen höre, und die in dem Herzen der Bewohner von Lima eine tiefe und dauernde Erinnerung zurückgelassen zu haben scheint."

„Sehr tief und dauernd, in der That, Sennor; denn so lange sie gelebt hat, ist sie die Vorsehung der Unglücklichen gewesen, und selbst nach ihrem Tode fährt sie fort, es zu sein. Ich werde es mir zum Vergnügen machen, Ihnen jede Aufklärung zu geben, die Sie über diesen Gegenstand wünschen. Verfügen Sie über mich."

Einige Schritte von uns befand sich ein Neveria; wir gingen hinein. Nachdem wir an einem Tische Platz genommen und uns Gefrorenes hatten auftragen lassen, forderte ich den Greis auf, sein Versprechen zu halten; er lächelte und begann sogleich wie folgt:

„Sennor, die Geschichte, welche Sie hören werden, ist sehr einfach; für jeden Andern als ein Kind des Landes, wird sie nur von geringem Interesse sein. Indessen, da Sie es wünschen, will ich sie Ihnen in wenigen Worten erzählen.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, das heißt etwa siebzehnhundert und einige vierzig — ich erinnere mich nicht ganz genau der Zeit, hieß der Vicekönig von Peru Andrès de-Ribera. Es war einer der vertrautesten Edelleute des Königs, Grand von Spanien erster Klasse und

Caballero-cubierto. Er war nach Peru gekommen, nicht wie seine Vorgänger, um sein Vermögen wieder herzustellen, welches unermeßlich war, sondern angetrieben durch den Wunsch, unter der amerikanischen Bevölkerung die Neigung für den Mutterstaat wieder zu wecken, eine Neigung, welche bereits zu jener Zeit durch die Steuerbeamten heimlich unterminirt zu werden begann und sich allmählich in Haß verwandelte.

Die Mission Don Andrès' war also ganz versöhnend; keiner als er war besser fähig, diese Aufgabe zu erfüllen, denn er war ein Castilianer von altem Adel, durchgreifend, von edlem Herzen und außerordentlicher Intelligenz, dessen Gerechtigkeit für Alle gleich war und dessen Wohlthaten sich ohne Unterschied über Spanier, Creolen und Indianer verbreiteten.

Jeder liebte Don Andrès de-Ribera; ein einziger Vorwurf wurde ihm von den Mitgliedern der hohen Geistlichkeit und der Audiencia gemacht; aber es war ein ernster Vorwurf, Sie werden selbst darüber urtheilen.

Don Andrès war beinahe ein Greis, er war ungefähr fünfundsechszig Jahre alt. Von verschiedenen Leiden ergriffen, blieb er oft Monate lang in seinen Palast eingeschlossen, ohne ausgehen zu können. Dessen ungeachtet, oder vielleicht gerade deshalb, klagte man im Geheimen den Vicekönig

an, daß er eine unsinnige Leidenschaft für ein niedriges Geschöpf habe, sich von ihr vollkommen beherrschen lasse und, mit einem Wort, jeden ihrer Wünsche erfülle. Existirte diese Leidenschaft wirklich? Ich kann es nicht behaupten, allein was nicht in Zweifel gezogen werden konnte, war, daß diese Frau einen unermeßlichen Einfluß auf den Geist des Vicekönigs hatte. Obwohl dieser Einfluß sich nur durch Wohlthaten offenbarte, so war die Eifersucht des Adels so stark erregt, daß man denselben dem Vicekönig wie ein Verbrechen vorwarf, und daß seine angebliche Maitresse allgemein gehaßt und gefürchtet wurde von Denen, die sich dem Vicekönig näherten und demnach ihren Einfluß auf ihn fürchteten. Dieses Weib war die Perichola."

„Ah! Da haben wir es endlich," sagte ich mit einem Seufzer der Befriedigung.

„Camilla Perichola," fuhr der Greis lächelnd fort, „war ganz einfach eine Schauspielerin; ich will nicht versuchen, Ihnen ein Bild von ihr zu geben, dies würde mir unmöglich sein: zierlich, hübsch und zart wie alle Mädchen von Lima war ihr weich gerundeter Körper von einer außerordentlichen Feinheit. Leicht und lebhaft wie ein Vogel, schien ihr winziges Füßchen kaum die Erde zu berühren; ihr sinnlich lässiger Gang hatte jene wellenförmigen Bewegungen, welche den Creolinnen eigenthümlich sind; obgleich sie beinahe zwanzig Jahre alt war,

erschien sie kaum fünfzehn. Ihre großen blauen, gedankenvollen Augen, mit langen braunen Wimpern befranzt, die einen Schatten auf die sammetweichen pfirsichfarbenen Wangen warfen, ihr kleiner, etwas spöttischer Mund mit blutrothen Lippen, ihr Haar von mattem Schwarz, das sich um einen graziös gebogenen Hals lockte, gaben dieser seltsamen Physiognomie einen sonderbaren Ausdruck, in dem zugleich etwas vom Engel, dem Weibe und dem Dämon lag."

„Aber das war in der That ein Meisterwerk," rief ich begeistert aus.

„Ja," erwiderte der Greis, „die Perichola war wirklich ein Meisterwerk, Creolin vom Kopf bis zum Fuß, besaß sie alle Eigenschaften und Fehler ihrer Race; bald heftig und leidenschaftlich durch das Feuer, das in ihren Adern floß; bald wieder furchtsam und bescheiden, erröthete sie bei dem geringsten Wort; dann plötzlich ausgelassen lustig wie eine Gitana, ertönte ihr harmonisches Lachen in der Luft; darauf wieder, ohne scheinbaren Grund, erbleichte sie plötzlich, neigte träumerisch ihre Stirn und große Thränen entströmten ihren Augen: mit einem Wort, es war das seltsamste Gemisch aller extremen Leidenschaften; sie schien von den unsinnigsten Launen und sanftesten Gefühlen beherrscht zu sein. Erkläre wer es vermag diesen Charakter, dessen Geheimnisse unergründlich waren.

Als Schauspielerin war sie unübertrefflich; sobald sie auf der Bühne erschien, lief ein electrischer Schauer durch die Reihen der Zuschauer, welche nur noch durch sie lebten; sie besaß eine Ausdrucksweise erhabenen Scherzes, welche selbst die blasirtesten Männer zu Thränen hinriß. In ihren Soubrettenrollen konnte ihre betäubende Heiterkeit gleichsam das Lächeln auf den Lippen Derjenigen verewigen, denen sie einige Augenblicke vorher Thränen entlockt hatte. Wenn sie sang, hatte ihre wohlklingende, melodische Stimme Modulationen, welche die Eifersucht einer Nachtigall hätte erregen können. Wenn sie tanzte, wurde die Begeisterung allgemein, und ging bei den Zuschauern bald in fieberhaften Wahnsinn über. Sehen Sie, Sennor, so war diese Perichola, welche man dem Vicekönig als Maitresse gab, und die Jeder vergötterte, weil sie, eine zwei- oder dreifache Millionärin, ihren Reichthum nur dazu benutzte, um den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, welche zu entdecken sie einen besonderen Takt besaß, mochten sie sich auch verbergen, wo sie wollten."

„Wohlan, Sennor," unterbrach ich ihn, „ich läugne nicht, die Perichola war ein Engel."

„Nein, Sennor, es war ein Weib, aber ein amerikanisches Weib, geboren in dem Lande der Sonne, welches in seinen Adern die Lava seiner Vulcane sieden fühlte. Ihr Franzosen, die Ihr in

einem kalten Lande, unter einem neblichen Himmel geboren seid und nur die bleichen Mädchen des Nordens kennt, Ihr würdet nicht verstehen, was die Frau der Tropen ist, und was es Berauschendes giebt in diesen scheinbar so schwachen und in Wirklichkeit so starken Geschöpfen."

Ich schüttelte den Kopf mit etwas unbefriedigter Miene bei dem für die Frauen meines Landes wenig schmeichelhaftem Vergleich des Greises; diese paradoxe Behauptung schien mir zu stark, aber da ich keine unnütze Discussion gegen etwas beginnen wollte, was ich für eine feststehende Ansicht hielt, so schwieg ich. Der Greis fuhr fort, während er mir einen etwas spöttischen Blick zuwarf:

„Es gab zu jener Zeit in Lima einen jungen Mann von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, von männlich stolzer Schönheit und unermeßlichem Reichthum, den man Don Luis del-Valle nannte; er behauptete, von Cortez abzustammen; aber daran liegt wenig. Dieser junge Mann liebte die Perichola; er gab überall seine Leidenschaft in der auffallendsten Weise zu erkennen und ließ es sich unerhörte Mühe kosten, die Neigung der Schauspielerin zu gewinnen.

Diese lachte ihm in's Gesicht, wandte ihm den Rücken und dachte nicht weiter an ihn, aber Don Luis ließ sich durch die Geringschätzung der Schauspielerin nicht abschrecken und setzte seine Bemühungen mit einer Beharrlichkeit fort, die nur mit der des

jungen Mädchens zu vergleichen war, ihn zurück=zuweisen; so, daß man Luis del=Valle in ganz Lima den Anbeter der Perichola nannte, was die grausame Schauspielerin bis zu Thränen lachen machte.

Halb wahnsinnig vor Schmerz hatte der junge Mann, der nicht mehr wußte, welchem Heiligen er sich widmen sollte, eines Tages gewagt, die Perichola am Eingang des Theaters anzuhalten, und zu ihr folgende Worte gesagt: „Sennora, ich kann nicht länger ohne Ihre Liebe leben; wie kommt es, daß Sie, so gut gegen Alle, gegen mich so grausam sind? Wünschen Sie meinen Tod? Wohlan, Sie sollen befriedigt werden: bevor drei Tage vergehen, so werden Sie von den ermüdenden Plagen des Unglücklichen befreit sein, denn in drei Tagen werde ich aufgehört haben zu leben!“ darauf hatte er ehrerbietig und kalt vor dem jungen Mädchen sich verneigt und mit raschem Schritt entfernt.

Die Perichola erbleichte und war einen Augenblick bestürzt über diesen unbegreiflichen Ausgang; aber bald kehrte das Lächeln wieder auf ihre Lippen und leicht wie ein Vogel entfloh sie in die Corridore des Theaters.

Sie sah täglich viele Leute, die ihr gedroht, sich für sie zu tödten, in so blühender Gesundheit, daß das junge Mädchen nicht mehr glaubte, daß

einer ihrer Anbeter fähig wäre, ihr einen so unsinnigen Beweis seiner Liebe zu geben.

Am nächsten Donnerstag, das heißt zwei Tage später, denn es war Dienstag Abend, als Don Luis diese sonderbaren Worte an die Perichola gerichtet hatte, sollte in der Kathedrale von Lima eine große Ceremonie abgehalten werden, zu welcher der Erzbischof die Standespersonen der Stadt eingeladen hatte, sogar der Vicekönig sollte derselben beiwohnen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Taufe des letzten Abkömmlings von Tupac-Amaru, letzten Inca's von Peru, der von den Spaniern so schändlich getödtet wurde.

Diese Taufe war ein unermeßlicher Sieg der Geistlichkeit über die indianische Race; auch wollte man allen Pomp und alle Pracht der katholischen Religion dabei entfalten.

Die Ankündigungen dieser Ceremonie hatten die ganze Stadt in Aufregung versetzt, alle Eitelkeiten, Ehrgeiz und Eifersucht in's Spiel gebracht; denn es handelte sich bei dieser Gelegenheit für den Adel darum, den größten Luxus zu entfalten und durch das zur Schautragen des unermeßlichen Reichthums die Creolen zu blenden, welche als ihres Gleichen angesehen werden wollten.

Lima, welches noch heute sehr wenig Wagen

hat, — denn das von den Bewohnern angenommene Fortbewegungssystem ist das gesattelte Pferd — besaß damals nur vier Kutschen, welche den erstaunten Blicken der Indianer ganz wunderbar erschienen. Diese Kutschen waren: die des Vicekönigs, die des Erzbischofs, die des Präsidenten der Audencia, und endlich die einer alten Marquise, eine erbitterte Feindin der Perichola, welche Donna Antonia de Scabrosa hieß. Ich muß hinzufügen, daß diese letztere Kutsche wenigstens eben so alt, wie ihre Gebieterin, durch den Gebrauch wackelich geworden, sich nur künstlich aufrecht erhielt, was durchaus nicht verhinderte, daß die Marquise auf dieselbe äußerst stolz war und sich darin so oft wie möglich brüstete.

Nun aber wurde der Vicekönig an dem Morgen der Ceremonie in dem Augenblicke, als er seine Gala-Uniform anlegte, um sich nach der Kathedrale zu begeben, von einem so wüthenden Gichtanfalle ergriffen, daß er gezwungen war, sich in einem Fauteuil auszustrecken und kein Glied zu rühren, ungeachtet er den lebhaften Wunsch hatte, der Taufceremonie beizuwohnen.

Mittlerweile trat die Perichola ein, wie gewöhnlich froh und heiter.

„Oh! Monseigneur," rief sie aus, „was ist das für eine prächtige Kutsche mit zwei weißen Maulthieren bespannt, welche ich auf dem Hofe

Ihres Palastes gesehen habe? Sollte sie zufällig Eurer Hoheit gehören?“

„Leider, ja, mein Liebling,“ antwortete Don Andrès mit kläglicher Stimme.

„Ich wußte nicht, daß Sie eine so prächtige Equipage hatten.“

„Das glaube ich wohl,“ erwiderte er, „sie ist nur erst seit zwei Tagen von Spanien angekommen; gestern hat man sie ausgeschifft und heute Nacht habe ich sie heimlich von Callao hierherbringen lassen.“

„Das ist wieder eine von Ihren Ueberraschungen, Sie machen es niemals anders; aber diesmal werden Sie dieselben auf Ihre Kosten gemacht haben, Monseigneur, denn in dem Zustande, in welchem sich Eure Hoheit befinden, ist es unmöglich, daß Sie heute den ersten Gebrauch von dieser Equipage machen.“

„Das ist leider nur zu wahr, mein Liebling; aber wenn ich diese glänzende Equigage nicht benutzen kann, so wird es wohl eine andere Person an meiner Stelle thun.“

„O!“ meinte sie, indem sie verdrießlich die Lippen zusammenkniff, „ich wäre neugierig, den Namen dieser Person zu kennen, welche das Glück hat, bei Eurer Hoheit so in Gunst zu stehen?“

„Nichts ist leichter, mein Liebling,“ antwortete der Vicekönig, indem er eine Glocke zog.

Ein Diener trat ein.

„Ist mein neuer Wagen angespannt?“

„Ja, Monseigneur,“ versetzte ehrerbietig der Huissier.

„Es ist gut,“ fuhr der Vicekönig fort; „benachrichtigen Sie den Kutscher, daß er, die Maulthiere und der Wagen von diesem Augenblicke der Sennora Camilla Perichola gehören, welche als Gebieterin über Alles nach ihrem Gefallen zu verfügen hat. Geht.“

„Wie! Monseigneur,“ rief die Schauspielerin und schlug freudig in die Hände, „Sie geben mir wirklich diese Equipage?“

„Ja, mein Kind,“ erwiderte gütig Don Andrès, „und ich bin glücklich, zu sehen, daß Ihnen dieses Geschenk angenehm ist.“

„Monseigneur, Ihre Güte für mich ist unerschöpflich.“

„Schon gut, schon gut, verlieren Sie keine Zeit, mir zu danken, beeilen Sie sich im Gegentheil, denn die Ceremonie wird bald beginnen, und ich will, daß Sie derselben würdig beiwohnen.“

Das junge Mädchen verneigte sich vor dem Vicekönig, der ihr einen Kuß auf die Stirn drückte, und eilte aus dem Saal.

„Vor Allem keine Thorheiten, mein Liebling,“ rief ihr Don Andrès nach.

„Oh! Fürchten Sie nichts,“ erwiderte sie und verschwand.

Ihr Ausgang aus dem Palast verursachte eine allgemeine Aufregung und die Menge häufte sich sogleich, um sie vorüberfahren zu sehen, während sie ihr freudig zurief:

„Bravo! Die Perichola, es lebe die Perichola!“

Trunken vor Freude grüßte das junge Mädchen anmuthig nach allen Seiten, als sie die schwere Kutsche der Marquise über den Platz fahren sah, die majestätisch mit deren Gebieterin und einigen ihrer Freundinnen sich fortbewegte. Sogleich fuhr der Schauspielerin ein närrischer Gedanke durch den Kopf; die letzte Empfehlung des Vicekönigs war vergessen, sie neigte sich zu dem Kutscher und sagte ihm leise einige Worte.

Der würdige Mann peitschte auf seine Maulthiere, welche im Galopp davoneilten, und — sei es durch Zufall oder ein unglückliches Verhängniß — die Kutsche der Schauspielerin traf die der Marquise so unglücklich, daß diese umwarf und auf einem Kehrichthaufen liegen blieb.

Fünf Minuten später trat die Perichola in die Kathedrale und kniete voll Andacht vor dem Geländer des Chores nieder.

Ich werde Ihnen nichts von der Ceremonie sagen. Als sie beendet war, verließ die Perichola die Kirche und stieg wieder in den Wagen; mit

boshaftem Vergnügen bemerkte sie, daß die arme Marquise in diesem Augenblick mit Mühe von ihren Leuten unter den Trümmern ihrer zerbrochenen Kutsche hervorgezogen wurde.

In dem Augenblick, wo sie in die Straße Mercaderes einbiegen wollte, versperrte eine große Menschenmenge die Straße und widersetzte sich der Passage des Wagens; gleich darauf ließ sich das Läuten eines Glöckchens vernehmen, und ein Priester, welcher die Sterbesacramente trug, erschien, gefolgt von Chorknaben, Stabträgern, Sacristanen und Soldaten.

Die Menge theilte sich vor dem Priester und kniete zu beiden Seiten der Straße nieder. Die Schauspielerin war ausgestiegen und wie die Anderen niedergekniet.

Plötzlich öffnete sich die Thür eines Hauses und ein Mann stürzte bleich und blutend heraus, blieb vor der Perichola stehen und schwang seinen Dolch, den er in der Hand hielt.

Das junge Mädchen stieß einen Schreckensruf aus, als es Don Luis erkannte.

„Sennorita," rief er mit schwacher und zitternder Stimme, „ich habe Ihnen gesagt, daß ich in drei Tagen aufgehört haben werde zu leben, ich halte mein Versprechen, ich sterbe, Gott verzeihe Ihnen!" Mit diesen Worten stieß er sich den Dolch in's Herz, bevor es möglich war, ihn daran zu

verhindern, und sank todt zu den Füßen des jungen Mädchen nieder, deren Kleider mit Blut überschwemmt waren.

Die Perichola war ohnmächtig geworden.

Als sie, Dank den eifrigen Bemühungen, welche man an sie verschwendete, wieder zum Bewußtsein kam, lag der Leichnam Don Luis' noch immer neben ihr.

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus und bedeckte ihr Gesicht mit ihren bebenden Händen.

„Weine, meine Tochter," sagte eine sanfte Stimme zu ihr, „Gottes Barmherzigkeit ist groß. Ach, Du bist nur die unfreiwillige Ursache von dem Tode dieses unglücklichen jungen Mannes."

Die Schauspielerin hob den Kopf empor und erkannte den alten Priester, der noch die heiligen Sacramente in der Hand hielt.

„O! Mein Vater," rief sie schluchzend aus, „ich bin sehr schuldig; glaubt Ihr, daß Gott diesen Unglücklichen das Verbrechen vergeben wird, welches er dadurch begangen hat, daß er sich freiwillig den Tod gab?"

„Ich hoffe es, meine Tochter, aber leider! bin ich alt und trotz aller meiner Bemühungen habe ich nicht früh genug zu ihm gelangen können, um ihn mit dem Himmel zu versöhnen."

„Es ist gut, mein Vater," antwortete die

Schauspielerin mit einem seltsam entschlossenen Ausdruck, „das soll von nun an nicht mehr geschehen. Seid so gütig und setzt Euch zu mir in den Wagen und führt mich nach dem Kloster der Büßerinnen."

„Es geschehe Dein Wille, meine Tochter; Gott ist es, der Dir diesen Gedanken einflößt."

Am nächsten Morgen vernahm die Bevölkerung von Lima mit schmerzlicher Ueberraschung, daß ihre vielgeliebte Schauspielerin in ein Kloster getreten sei, indem sie den Armen ihr bedeutendes Vermögen hinterlassen und fromme Stiftungen zum Vortheil der Unglücklichen gegründet habe, unter andern auch die, durch welche sie verlangte, daß die heiligen Sacramente den Sterbenden zu Wagen gebracht werden sollten.

Ungeachtet aller Bemühungen, die Schauspielerin anders zu stimmen, beharrte sie in ihrem Entschlusse und blieb in dem Kloster, welches sie gewählt hatte; dort starb sie fünfzig Jahre später im Geruche der Heiligkeit.

Das, Sennor, ist Alles, was ich Ihnen über die Perichola sagen kann; ich erhielt diese Einzelnheiten von meinem Vater, der sie in seiner Jugend gekannt und ihr das rührendste Andenken bewahrt hatte."

Ich dankte dem Greis für die Gefälligkeit, mir

diese Geschichte mitgetheilt zu haben, und verließ, nachdem ich die beiden Gefrorenen bezahlt hatte, die Neveria.

Obgleich ich seitdem oft versuchte, diesen Greis wieder zu begegnen, so habe ich ihn doch nie wieder gesehen.

Ein

Peruanisches Banditenbild.

I.

Ein Reisegefährte.

Im Mai 1840 nöthigten mich meine Geschäfte schleunigst Valparaiso, wo ich bereits seit einigen Monaten lebte, zu verlassen und mich in aller Eile nach Lima zu begeben.

Da die Zeit mich drängte und ich den englischen Dampfer nicht abwarten konnte, welcher zu dieser Zeit die Ueberfahrt von Valparaiso nach Mazatlan machte und in allen wichtigen Hafenorten der Küste anlegte, um Passagiere einzunehmen und an's Land zu setzen, so schiffte ich mich auf einer mexikanischen Goelette ein, die gerade zur Abfahrt nach Callao bereit lag. Der Zufall begünstigte mich, die Ueberfahrt war kurz und nach einigen Tagen warf die Goelette auf der Rhede von Callao die Anker aus.

Ich habe erwähnt, daß ich Eile hatte, ich blieb daher im Hafen nur gerade so lange Zeit, als ich bedurfte, um mich mit einem Pferde zu versehen

und mit einem Arriero die nöthigen Vorkehrungen zu treffen für den Transport meines Gepäcks, welches, obwohl sehr gering, dennoch die Ladung für zwei Maulthiere betrug.

Die Entfernung zwischen Callao und Lima beträgt ungefähr drei englische Meilen und kann in einer Stunde zurückgelegt werden.*)

Es würde mir ein Leichtes gewesen sein, einen Platz in der Post zu nehmen, welche täglich zweimal abging, aber diese Wagen waren unbequem und fuhren sehr langsam und die Reisenden, welche sich ihrer bedienten, verloren durch ein unbegreifliches Mißgeschick immer unterwegs die Hälfte ihres Gepäcks.

Aus allen diesen Gründen beschloß ich, wie ich schon oben erwähnt habe, allein und zu Pferde zu reisen.

Eine weit größere Schwierigkeit war es, einen Arriero zu finden; nicht daß sie in Callao fehlten, denn es gab deren im Gegentheil mindestens fünfundzwanzig bis dreißig unbeschäftigte, sondern weil üble Gerüchte in der Bevölkerung circulirten.

Man sagte, der Weg sei durch eine Bande kühner Salteadores unsicher gemacht, welche Jeden bestöhlen und unbarmherzig tödteten, der unvorsichtig genug sei, sich allein nach Lima zu begeben. Täglich

*) Seit jener Zeit ist eine Eisenbahn erbaut worden.

wurden neue Mordthaten begangen. Die Post wagte nur noch unter einer Escorte von fünfundzwanzig Lanzenreitern zu reisen, oft war diese Escorte mit den Banditen handgemein geworden und nicht mit Ehren aus dem Kampfe hervorgegangen.

Das Schrecklichste bei der Sache war, daß es der Polizei, trotz der thätigsten Nachforschungen, bis jetzt nicht gelungen war, auch nur eines der Salteadores habhaft zu werden, welche sich seit beinahe sechs Monaten der Landstraße bemächtigt hatten; auch hatte sie buchstäblich jede Hoffnung aufgegeben.

Ich habe die gute oder schlechte Eigenschaft, daß wenn einmal eine Idee sich in meinem Kopfe festgesetzt hat, sie nicht wieder heraus will; was ich beschlossen habe, muß ausgeführt werden, welche Folgen auch daraus entstehen mochten.

Ich ließ mich daher durch die mehr oder weniger von der Furcht verschlimmerten Erzählungen nicht abschrecken, und bestand im Gegentheil darauf, mir einen Arriero zu suchen.

Endlich hatte ich einen solchen gefunden. Allerdings mußte ich ihn sehr theuer bezahlen, und der brave Mann forderte, daß ich ihm sein Geld im Voraus zahlen solle, da er, wie er mir ganz naiv gestand, nicht wissen konnte, ob ich nicht unterwegs getödtet oder geplündert werden würde, und er

somit den Gewinn für sein kühnes Wagniß verlieren könne.

Diese Bemerkung war zu richtig, um bestritten zu werden; ich zahlte daher gutwillig.

Er belud seine Maulthiere, ich bestieg mein Pferd und zehn Minuten später waren wir unterwegs.

Ich war bis an die Zähne bewaffnet, und entschlossen, denjenigen kräftigen Widerstand zu leisten, die mir den Weg versperren würden.

Ich hatte meinem Arriero einen Säbel und eine Flinte geben wollen, aber er schlug es aus, indem er mir mit jenem spöttischen Tone antwortete, der den Indianern eigenthümlich ist:

„Nein, nein, Sennor, die Reichen mögen sich vertheidigen; ich aber bin arm, man wird mich nicht angreifen.“

Ich hatte meinen Entschluß gefaßt, ich wußte wohl, wie viel ich im Fall des Streites auf meinen Gefährten zählen durfte. So lachte ich denn und machte mir keine Sorgen mehr darüber.

Wir waren kaum über die letzten Häuser Callao’s hinaus, als lautes Rufen hinter uns ertönte; ich wandte mich um, und bemerkte einen Reiter, welcher mit verhängtem Zügel dahersprengte, indem er uns winkte, Halt zu machen.

„Lassen Sie uns eilen, Sennor, lassen Sie uns eilen,“ rief mein Arriero, indem er sich mir näherte.

„Dummkopf!“ erwiderte ich, „siehst Du nicht, daß dieser Reiter allein ist? Glaubst Du, daß man wagen würde, uns so nahe dem Hafen anzugreifen.“

„Quien sabe? — wer weiß? —“ murmelte er kopfschüttelnd.

„Nun, so halte, und sehen wir, was dieser Caballero von uns will.“

Ich zog den Zügel an und der Arriero folgte meinem Beispiel, während er vor sich hinbrummte.

Darauf blickte ich forschenden Auges auf den uns entgegenkommenden Reiter. Er war ein junger Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren, mit feinen, ausdrucksvollen Zügen; seine etwas starke Nase, sein gedankenvoller Blick und sein spöttischer Mund gaben ihm eine Physiognomie, die nichts Gewöhnliches hatte. Seine Gestalt war hoch und wohlgebildet, seine Manieren elegant, sein Anzug reich und geschmackvoll; er hielt sich gut im Sattel und ritt mit unendlicher Grazie ein prächtiges Pferd, welches schwarz wie Achat, von großem Werth zu sein schien.

Ich erinnerte mich, daß ich diese Persönlichkeit ein oder zweimal in der Fonda, wo ich abgestiegen war, gesehen und selbst einige Worte mit ihm gewechselt hatte.

„Verzeihen Sie mir, Caballero,“ sagte er zu mir, indem er mich höflich grüßte und sein Pferd

anhielt, sobald er neben mir war, „daß ich mir erlaube, Sie so auf offener Straße anzureden: ich habe erst seit einer Viertelstunde vernommen, daß Sie die Absicht haben, nach Lima zu gehen, und da dringende Geschäfte mich heute nach der Stadt rufen, so mache ich Ihnen offen den Vorschlag, mich als Reisegefährten anzunehmen."

„Ich nehme Ihr Anerbieten eben so offen an, als Sie es aussprechen, Sennor," entgegnete ich, „und es wird für mich ein wahres Vergnügen sein, diese kurze Reise in Ihrer Gesellschaft zu machen."

„Nun, da dies abgemacht ist, so können wir unsern Weg fortsetzen."

Er ließ seinem Pferde die Zügel schießen, welche Bewegung ich nachahmte und die Reise ging weiter.

II.

Die Reise.

Die Bekanntschaft macht Riesenschritte zwischen Männern desselben Alters; wir, mein neuer Gefährte und ich, zählten Beide noch nicht fünfzig Jahre.

Es begann eine fröhliche Unterhaltung zwischen uns, und wir ritten noch nicht zehn Minuten neben einander, als wir schon gegenseitig Alles wußten, was wir über uns erfahren konnten.

Don Diego Ramirez, so hieß der junge Mann, war der Sohn eines reichen Haciendero aus der Umgegend von Lima. Als einziger Sohn war er von seinem Vater, der ihn sehr liebte, auf's Sorgfältigste erzogen worden. Ein oder zwei Jahre hatte er in der peruanischen Armee als Offizier gedient; aber bald hatte er, da ihm die militärische Sclaverei zuwider war, seine Entlassung eingereicht, um im Großen den Handel mit Silberbarren zu treiben. Er machte in diesem Augenblick einem

reizenden jungen Mädchen von Lima, Donna Cruz-de-Taboada, den Hof, welche er, wie er sagte, bald zu heirathen gedachte. Zu dem Zwecke, die Vorbereitungen seiner Heirath zu beeilen, hatte er sich mit mir vereinigt, um so bald als möglich nach Lima zu kommen, ungeachtet der Einwendungen, welche man ihm wegen der wenigen Sicherheit der Landstraße gemacht hatte.

„Ah! aber wie wollen Sie sich vertheidigen, wenn man uns angreift?“ fragte ich, da ich jetzt erst bemerkte, daß er ohne Waffen war.

„Bah!“ antwortete er mir lächelnd, „giebt es Räuber? Fürchten Sie sie denn so, Don Gustavio?“

„Gewiß, fürchte ich sie,“ entgegnete ich, „aber Sie sehen, daß wenn wir angegriffen werden sollten, ich im Stande sein werde, ihnen zu antworten,“ setzte ich hinzu und wieß auf meine Waffen.

„Wie, Sie würden sich vertheidigen?“

„Ich glaube wohl,“ erwiderte ich.

„Und wenn sie Sie tödten?“

„Bah!“ fuhr ich fort, und zuckte die Achseln, „ist man gleich getödtet? Ich bin überzeugt, daß Ihre peruanischen Räuber nicht so wild sind, als sie erscheinen wollen. Ich habe deren ganz andere kennen gelernt, und Sie sehen mich hier.“

Don Diego blickte mich mit einem sonderbaren Ausdruck an, aber er nahm meine Worte nicht wieder auf.

Fünf Minuten später gelangten wir an ein ziemlich elendes Wirthshaus, welches die Leute des Landes La-Legua — das heißt die Meile — nennen, weil es sich beinahe in der Mitte des Weges von Callao nach Lima befindet.

Dieses Wirthshaus steht in dem Lande mit Recht oder Unrecht in einem übeln Ruf, welchen überdies seine Lage in der Nähe eines dichten Gehölzes gewissermaßen rechtfertigt.

Es war stets an der Grenze dieses übel berüchtigten Gehölzes, welches den Banditen einen undurchdringlichen Zufluchtsort gewährte, daß die Reisenden nach allen den Geschichten, welche man zu dieser Zeit erzählte, angehalten und ermordet worden waren.

Es war offenbar, daß der Eigenthümer des Wirthshauses mit den Salteadores im Einvernehmen stand. Aber dieser Mann war ein schlauer und listiger Indianer, welcher bis jetzt seine Vorsichtsmaßregeln so gut zu treffen gewußt hatte, daß ungeachtet der Quasi-Gewißheit, welche die Polizei von diesem Einverständniß hatte, es ihr doch niemals gelungen war, ihn zu überführen, und sie war wider ihren Willen gezwungen, ihn frei zu lassen.

Als Don Diego vor dem Wirthshaus anlangte, hielt er sein Pferd an und sprang auf die Erde, indem er mit scherzender Miene zu mir sagte: „Bevor wir ermordet werden, können wir nichts Besseres thun, als uns zu erfrischen, was meinen Sie?“

Die Frage war so gestellt, daß eine Weigerung unmöglich war. Auch ich stieg vom Pferde und trat in das Innere des Wirthshauses, indem ich eine Ruhe zur Schau trug, welche ich, das gestehe ich, keineswegs wirklich besaß.

„Halte die Pferde, Bursche," befahl Don Diego rauh dem Arriero, welcher sich mir genähert hatte, als hätte er mir etwas sagen wollen.

Der arme Teufel senkte verwirrt den Kopf und blieb draußen.

Das Innere des Wirthshauses entsprach dem Aeußern und hatte wirklich den Anschein einer Räuberhöhle.

In einem dunkeln und niedrigen Saale saßen sieben oder acht Individuen von verdächtigem Aussehen um hölzerne Tische, tranken aus vollem Glase Pisco-Branntwein, fluchten wie die Heiden und spielten Monté, jedoch ohne daß ein Einsatz vor ihnen lag.

Bei unserm Eintritt warfen sie verstohlene Blicke auf uns, welche mir nichts Gutes zu verheißen schienen.

Ich muß gestehen, daß ich damals die Unvorsichtigkeit, welche ich begangen, indem ich mich allein in ein solches Wespennest wagte, sehr bitter bereute.

Aber es war zu spät, um zurückzuweichen, man mußte durch Kühnheit imponiren, was ich denn auch that.

Während Don Diego durch den Wirth zwei Gläser Pisco für uns auftragen ließ, drehte ich meine Cigarre und trat auf einen der Spieler zu, welchen ich um Feuer bat.

Der Mann hob mit erstaunter Miene den Kopf auf und blickte mich einen Augenblick an, als wenn er meine Frage nicht verstanden hätte. Endlich entschloß er sich, seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen und sie mir zu reichen.

Ich zündete ruhig meine Cigarre an und kehrte wieder zu meinem Gefährten zurück.

„Holla!" sagte ich zu Don Diego, indem ich ihn in dem Augenblick, wo er trinken wollte, zurückhielt, „wir haben in Frankreich die Gewohnheit, sobald wir in Gesellschaft einer Person, die wir schätzen, unsern Durst löschen, mit unserm Glase anzustoßen und auf die Gesundheit des Andern zu trinken; es ist eine Art Weihe der Freundschaft, die wir damit für ihn kundgeben. Wollen Sie, lieber Don Diego, daß wir dieser Gewohnheit meines Landes folgen?" fuhr ich fort, indem ich mein Glas ihm entgegen hielt.

Der junge Peruaner erröthete unmerklich; aber er faßte sogleich seinen Entschluß:

„Es sei," sagte er, indem er sein Glas gegen das meinige stieß, „auf Ihre Gesundheit, Don Gustavio!"

„Auf die Ihrige, Don Diego!" antwortete ich.

Und ich leerte mein Glas.

Als ich mich wieder umwandte, waren die Spieler verschwunden; sie waren so geräuschlos hinausgegangen, daß ich ihre Entfernung nicht bemerkt hatte.

„Nun können wir, denke ich, unsern Weg fortsetzen," sagte der junge Mann.

„Wie Sie wünschen," antwortete ich, und legte zwei Realen auf den Schenktisch, um die Rechnung zu bezahlen.

Ungeachtet der wiederholten Versicherungen und der Scherzreden Don Diego's ritt ich nur mit der Hand auf meine Waffen durch den Wald, um auf jedes Ereigniß gefaßt zu sein.

Indessen, obwohl ich geheimnißvolles Knistern in dem Dickicht vernahm, so rechtfertigte doch nichts meine Befürchtungen, und dieser mit Recht verdächtige Ort wurde, ich muß es zugeben, ohne Hinderniß zurückgelegt.

Eine Viertelstunde später erreichten wir die monumentale Barrière, welche von dieser Seite den Eingang der Stadt Lima bildet.

„Hier scheiden wir," sagte Don Diego zu mir, „ich danke Ihnen, Caballero, für die angenehme Gesellschaft auf dieser kurzen Reise."

Dann setzte er mit spöttischem Lachen hinzu:

„Ich hoffe, daß Sie jetzt nicht mehr an die absurden Geschichten von Räubern glauben, mit denen man Ihren Kopf in Callao angefüllt hat."

„Allerdings habe ich nichts davon gesehen, aber daraus folgt nicht, daß die würdigen Banditen, von denen man mir so viel erzählt hat, nicht existiren,“ entgegnete ich lachend. „Wer weiß, ob sie nicht nach einer andern Richtung hin beschäftigt sind?“

„Das ist möglich.“

Und plötzlich den Ton ändernd, sagte er:

„Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, Sie bald bei Don Antonio-de-Taboada zu treffen, auf den Sie Wechsel haben, wie ich weiß. Sie werden seine Tochter Donna Cruz sehen, sie ist ein Engel!“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, grüßte er mich, gab seinem Pferde die Sporen und verschwand bald in dem Innern der Stadt.

III.

Lima.

Die letzten Worte meines Gefährten hatten mich sehr beunruhigt; ich hatte ihn nur sehr oberflächlich von meinen Geschäften unterrichtet, und ich erinnerte mich sehr gut, ihm kein Wort von den bedeutsamen Wechseln gesagt zu haben, die ich auf dem Banquier Taboada hatte.

Woher wußte er dies?

Sein rasches Davonsprengen, der fast drohende Blick, welchen er, wie ich glaubte, meinem Arriero zugeworfen hatte, als er mich verließ, ließen mich meinen Ex-Gefährten des Weges in einem andern Lichte erblicken, als ich ihn bisher betrachtet hatte, und gaben ihm einen geheimnißvollen Anstrich, der meine Neugierde lebhaft erregte.

Vergebens befragte ich den Arriero; seit unsrer Begegnung mit Don Diego bei dem Ausgange von Callao war dieser brave Mann buchstäblich taub und stumm geworden. Bei jeder meiner Fragen begnügte

er sich, mit dem Kopf zu schütteln, indem er, an allen Gliedern zitternd, scheu um sich blickte; aber es war unmöglich, ein einziges Wort aus ihm herauszubringen.

Da ich daran verzweifelte, die Auskunft, welche ich wünschte, von ihm zu erhalten, so beeilte ich mich, ihn zu verabschieden, als ich in der Straße Mercaderes, an der Fonda=de=Copula, ankam, wo ich die Gewohnheit hatte abzusteigen, wenn mich meine Reise nach Lima führte.

Die Geschäfte, welche mich in die alte Hauptstadt Pizarro's riefen, waren, wie ich gesagt zu haben glaube, sehr wichtig; einige Tage nahmen sie mich vollständig in Anspruch.

Mehrmals war ich zu Don Antonio de=Taboada gegangen und war so glücklich gewesen, seine Tochter Donna Cruz zu sehen.

Die Beschreibung, welche Don Diego mir von ihr gemacht hatte, war durchaus nicht geschmeichelt. Sie war in Wahrheit ein reizendes Kind, von unvergleichlicher Schönheit und Anmuth. Ich begriff vollkommen, daß sie eine so starke Leidenschaft einflößen konnte, wie die, welche der junge Mann für sie zu empfinden schien.

Mehrjährige Handelsverbindungen hatten zwischen Don Antonio de=Taboada und mir eine offene und solide Freundschaft entstehen lassen; ich machte ihm fast täglich einen Besuch, oft lud er mich zum Frühstück oder Mittagessen ein; endlich wurde

ich bei ihm wie ein Glied seiner Familie aufgenommen.

Der Fuß, auf welchem ich in diesem Hause stand, hatte mir erlaubt, den Charakter der jungen Dame zu studiren und mehre Gespräche mit ihr zu haben.

Ihr Charakter, von der Sanftmuth eines Engels, war noch mehr der eines Kindes, als einer jungen Dame. Indessen konnte ich leicht bemerken, daß die tiefe Liebe in ihrem Herzen für Don Diego ihre Seele zu Gefühlen zu erheben begann, welche ihr bis dahin unbekannt gewesen waren.

Diese lautere und reine Liebe war wie die eines Engels, ganz Selbstverleugnung und Hingebung von Seiten des jungen Mädchens; war es ebenso mit dem jungen Manne? Ich weiß es nicht; aber sobald Donna Cruz von ihm sprach, fühlte man an dem Vibriren ihrer harmonischen Stimme, dem sanfteren Glanz ihrer Augen und der Röthe, welche ihre Stirn bedeckte, daß diese Liebe für sie alle Freuden und Hoffnungen ihres Lebens umschloß.

Ich hatte Donna Cruz mein seltsames Zusammentreffen mit ihrem Verlobten — denn dies war die Stellung, welche der junge Mann bei ihr einnahm — erzählt, und die Art, wie wir zusammen die Reise von Callao nach Lima gemacht hatten, bis

zu unsrer plötzlichen Trennuug an den Thoren der Stadt.

„Das junge Mädchen hatte mir mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, worauf sie mir mit bewegter Stimme antwortete:

„Oh! Er ist ein wahrer Caballero; Sie lieben ihn, nicht wahr, Don Gustavio?"

Wie ich hörte, besuchte Don Diego bald zu einer oder der andern Zeit seine Braut, denn ihre Heirath war nahe.

Durch einen sonderbaren Zufall waren wir niemals bei Don Antonio de-Taboada zusammengetroffen: wenn ich kam, war er immer eben fortgegangen oder er kehrte kurz nach meiner Entfernung zurück.

Das intriguirte mich und erhöhte meine Neugierde sehr.

Noch mehr: obgleich ich viele Leute in Lima kannte, und durch meine Geschäfte mit allen Classen der Gesellschaft in Berührung kam, hatte ich niemals, außer von Donna Cruz, von Don Diego sprechen hören.

Er schien unsichtbar geworden zu sein; Niemand konnte mir Auskunft über ihn geben.

Inzwischen setzten die Banditen ihre Operationen mit einem Eifer fort, der mit jedem Tage zunahm; bald begnügten sie sich nicht mehr mit den ziemlich ungewissen Vortheilen der Land=

straße, sondern begannen sogar in die Stadt einzufallen.

Jeden Morgen hörte man von neuen Mordthaten, die mit einer Kühnheit ohne Gleichen und mit grausamer Barbarei fast vor den Thüren des Präsidentenpalastes und gleichsam unter den Augen der Polizei begangen worden waren.

Die ganze Bevölkerung war von unbeschreiblichem Schrecken erfaßt. Keiner wagte mehr unbewaffnet auszugehen, sowohl bei Tage wie bei Nacht. Man hatte die Serenos oder Nachtwächter verdoppelt. Starke Patrouillen durchzogen die Stadt vom Untergange der Sonne bis zum Anbruch des Tages, und dennoch, trotz dieser Vorsichtsmaßregeln, hob man jede Nacht zwei bis drei Leichname auf.

Die Dinge erreichten einen solchen Grad, daß die Stadt den Anblick darbot, als wäre sie im Belagerungszustande. Der Handelsverkehr hörte fast vollständig auf. Die Läden und Magazine waren leer. Die Regierung hatte, um das Vertrauen wieder zu erwecken, mehre Hinrichtungen befohlen; aber nichts half und die Uebelthäter, welche sie so sehnlichst zu erreichen wünschte, entschlüpften allen ihren Nachforschungen.

Es war ungefähr ein Monat seit meiner Ankunft in Lima verflossen; meine Geschäfte waren beinahe beendet und da ich mich nicht alberner Weise auf dem Wege ermorden lassen wollte, indem

ich allein abreiste, so wartete ich auf eine günstige Gelegenheit, um nach Callao zurückzukehren, welche, ich hoffte es wenigstens, sich bald finden würde.

Eines Morgens, als ich allein in dem gemeinschaftlichen Saal der Fonda-de-Copula frühstückte und dabei den Bericht von einem furchtbaren Morde las, der in derselben Nacht begangen worden, trat der Diener des Hôtel's ein und übergab mir einen Brief.

Dieser Brief war von Don Antonio de-Taboada, er meldete mir seine Rückkehr für denselben Abend, von einer Chacra, welche er in der Umgegend von Lima besaß, wo er sich seit einigen Tagen befand. Er lud mich ein, mich am nächsten Morgen um zehn Uhr bei ihm einzufinden, und der Vermählung seiner Tochter beizuwohnen.

„Ei!" rief ich aus, nachdem ich den Brief gelesen hatte, „nun werde ich endlich diesen unsichtbaren Don Diego Ramirez zu sehen bekommen. Zum Teufel, er wird doch wohl bei seiner Verheirathung zugegen sein."

Ich sollte ihm noch früher begegnen, wie der Leser sehen wird.

IV.

Der Spazierritt.

Die peruanischen Chacras sind weite Feldnutzungen, in welchen die Rinderzucht im Großen betrieben wird, und welche durch ihre Ausdehnung sich mit Nichts in Europa vergleichen lassen.

In ihren unermeßlichen Partinentien baut man den Mais, die Yukas, Erdäpfel und den Alfalfa; endlich alle Cerealien, welche das prächtige Klima von Peru fast ohne Arbeit erzeugt.

Unzählige Heerden von Schafen, Ochsen und Ziegen weiden in Freiheit auf den großen Wiesen von mehren Meilen Ausdehnung.

Die Chacra Don Antonio's de-Taboada hieß Buena-Vista; sie war nur drei oder vier Meilen von Lima auf dem Wege von Huacho entfernt.

Mehrmals hatte mich Don Antonio eingeladen, seine Chacra zu besuchen und dort einige Tage zuzubringen; ich hatte ihm fast versprochen, dies zu thun; leider waren meine Beschäftigungen immer

der Ausführung dieses Planes entgegen gewesen.

Bei dem Lesen des Briefes von Don Antonio fuhr mir ein sonderbarer Gedanke durch den Sinn: ich beschloß, ihn zu überraschen, indem ich ihn in seiner Chacra aufsuchte und ihn auf seiner Rückkehr nach der Stadt begleitete. Ich wußte, daß ich ihn dadurch erfreuen würde, keine ernstliche Beschäftigung hielt mich in Lima zurück, da alle meine Geschäfte beinahe beendet waren, so entschied ich mich also kurz, diesen Plan auszuführen, und freute mich schon im Voraus über das Erstaunen, welches meine unvermuthete Ankunft bei Don Antonio und seiner Tochter hervorrufen würde.

Meine Vorbereitungen waren beendet. Ich sattelte selbst mein Pferd; da ich jedoch auf meinem Ausflug durchaus keine Lust hatte, von den Banditen, welche den Weg unsicher machten, ermordet zu werden, so trug ich Sorge, ein Paar Pistolen in die Halftern meines Sattels zu stecken, ein zweites Paar barg ich unter meinem Poncho, in meinem Gürtel, und ein langes Messer in meiner rechten Polena;*) dann nahm ich meine Doppelflinte und so bewaffnet, bestieg ich mein Pferd und schlug die Richtung nach dem Stadtviertel von San-Lazaro ein.

*) Stiefel von Lamafell.

Es war beinahe elf Uhr Morgens; ich hatte berechnet, daß ich, ohne mich zu beeilen, gegen drei Uhr Nachmittags in Buena-Vista sein konnte. Dies war ein köstlicher Spazierritt.

Auf der Brücke über den Rimac traf ich mit einem Reiter zusammen, der mich lachend anredete.

Dieser Reiter war ein Franzose, mit dem ich ziemlich befreundet war; er war ein großer Bursche, von wenigstens sechs Fuß Höhe und herkulischer Gestalt; er hatte ehemals unter den Carabiniers gedient. Wie so viele Andere war er nach Amerika gekommen, um sein Glück zu suchen, und er hatte sich an der Ecke der Straße Platero und San-Augustin als Hufschmied etablirt.

„Holla! Freund, ziehen Sie in den Krieg!" sagte er lachend zu mir.

„Weshalb?" fragte ich.

„Ei! weil Sie, ohne Sie beleidigen zu wollen, ein ganzes Arsenal mit sich tragen."

„Ich gehe allerdings nicht in den Krieg," antwortete ich, „aber ich gehe auf's Land, und ich gestehe Ihnen ganz offen, daß es mir keineswegs schmeichelhaft sein würde, mir von den Banditen, die auf den Landstraßen immer mehr überhand nehmen, die Kehle abschneiden zu lassen."

„Teufel! das glaube ich wohl, und gedenken Sie eine weite Reise zu unternehmen?"

„Meiner Treu, nein, ich gehe ganz einfach nach

der Chacra Don Antonio's de-Taboada, um ihm einen Besuch zu machen."

„Ah! wahrhaftig!" rief er erfreut, „das ist eine herrliche Idee!"

„Warum dies?"

„Weil ich Sie begleite, wenn Sie es erlauben."

„Bah!"

„Gewiß, ja, ich habe seit langer Zeit eine ziemlich wichtige Rechnung mit dem Haushofmeister Don Antonio's in Ordnung zu bringen und da Sie sich nach Buena-Vista begeben, so werde ich die Gelegenheit benutzen, um mit Ihnen dorthin zu gehen und dieses Geschäft zu beenden."

„Gut! aber ich bin schon unterwegs."

„Ich bitte Sie nur um zehn Minuten Zeit, damit ich in meiner Wohnung mein Pferd wechseln und meine Waffen nehmen kann."

„Ah! ah!" sagte ich lachend, „es scheint, mein Lieber, daß Sie ebenso wenig wie ich ermordet zu werden wünschen."

„Bei Gott, ja!" entgegnete er in demselben Tone. „Also, es ist abgemacht!"

„Ich bewillige Ihnen eine Viertelstunde; aber nicht länger."

„Das ist mehr, als ich bedarf."

Darauf sprengte Peter Dürand, dies war der Name des Carabiniers, in der Richtung der Plaza=

Mayor davon und war bald darauf verschwunden.

Ich setzte langsam meinen Weg fort; ich gestehe in aller Demuth, daß ich durchaus nicht ärgerlich war, daß mir der Zufall einen Gefährten sandte. Peter Dürand war entschlossen, kräftig wie ein Athlet und im Stande, wenn die Noth es erheischte, drei Männern die Spitze bieten zu können; und so tapfer man auch sein mag, so sieht man sich doch unter gewissen Umständen gern durch einen soliden Freund unterstützt.

Peter Dürand hielt pünctlich Wort; denn gerade in dem Augenblick, als ich die Barrière erreichte, traf er mit mir zusammen.

Jetzt konnte er nicht mehr über meine furchtbare Ausrüstung spotten; denn er hatte nicht allein wie ich eine Flinte, Pistolen und ein Messer im Stiefel, sondern er hatte es sogar für rathsam gefunden, diesem Arsenal, wie er sich ausdrückte, noch einen ungeheuren Säbel in eiserner Scheide beizufügen, dessen er sich ohne Zweifel zu der Zeit bedient hatte, als er bei dem zweiten Carabinierregiment stand.

Ich weiß nicht, ob die Banditen über unser kriegerisches Aussehen erschreckt waren, allein während der beiden Stunden, die wir uns auf dem Wege nach Buena-Vista befanden, grüßten uns alle Personen, denen wir begegneten, mit ausge-

suchter Höflichkeit und zeigten durchaus keine feindliche Absicht gegen uns.

„Ei," sagte ich zu meinem Gefährten, als die ersten Gebäude der Chacra sich vor uns erhoben; „ich habe Unglück; immer höre ich von Räubern sprechen und niemals sehe ich etwas von ihnen."

„Bah!" antwortete dieser lachend, „wer weiß, ob wir sie nicht bald zu Gesicht bekommen werden."

V.

Der Finger Gottes.

Der Haushofmeister, welcher ohne Zweifel eine Runde in der Umgebung der Chacra machte, hatte uns von Weitem bemerkt. Er ritt uns entgegen und mit jener Uebertreibung, welche den südlichen Völkern eigen ist, machte er uns die wärmsten Complimente über den glücklichen Zufall, der uns hierher führte, und versicherte, welches Vergnügen er empfinde, uns zu sehen. Er endete natürlich mit der Frage, welches das Ziel unsrer Reise sei und ob wir uns nicht in Buena-Vista erfrischen wollten. Ich antwortete ihm im Namen meines Gefährten und in dem meinigen, daß ich um so mehr darauf rechnete, mich in der Buena-Vista zu erquicken, da die Chacra selbst es sei, nach der ich mich begeben wollte.

Bei dieser Nachricht zeigte das Gesicht des würdigen Mannes einen Ausdruck außerordentlicher Enttäuschung.

„Ist Ihnen dies unangenehm?“ fragte ich ihn.

„Mir!“ antwortete er, „das denken Sie sicherlich nicht.“

„Aber warum dann diese bestürzte Miene, wenn Sie vernehmen, daß hier unser Ziel ist?“

„Weil Sie Niemand in der Chacra finden werden,“ versetzte er.

„Wie, Niemand in der Chacra?“ sagte ich erstaunt. „Ich habe noch heute Morgen einen Brief von Don Antonio erhalten!“

„Ich behaupte nicht das Gegentheil, und gestern Abend war der Sennor Don Antonio noch hier.“

„Wo ist er denn jetzt?“

„Mein Gebieter hat nicht in die Stadt zurückkehren wollen, ohne dem Sennor Don Remigo de-Talvez einen Besuch zu machen, und heute Morgen ist Don Antonio mit seiner Tochter gleich nach dem Frühstück nach der Chacra del-Palo-Verde aufgebrochen, wo Beide den ganzen Tag zu bleiben gedenken und vielleicht auch die Nacht zubringen werden.“

„Bei Gott! ich muß gestehen, daß ich Unglück habe und daß dieser Besuch Don Antonio's alle meine Combinationen zerstört,“ rief ich aus.

„Lassen Sie sich das nicht hinderlich sein, sich in der Chacra zu erfrischen,“ sprach freundlich der Haushofmeister zu mir. „Sie haben einen weiten Ritt gemacht, Ihre Pferde sind ermüdet,

Sie selbst bedürfen der Erholung; treten Sie ein."

Ich ließ mich nur so lange bitten, als es bedurfte, um nicht das Aussehen zu haben, diesen Vorschlag zu schnell anzunehmen, und entschloß mich in die Chacra einzutreten, gefolgt von Peter Dürand, welcher, während dieser Unterhaltung sich damit begnügt hatte, eine furchtbare Grimasse zu schneiden, ohne jedoch ein Wort zu sprechen.

Während wir mit sehr gutem Appetit aßen und tranken, erkundigte ich mich bei dem Haushofmeister nach der Lage von Palo-Verde und nach der Entfernung, welche diese Chacra von Buena-Vista trennte.

„Der Weg ist nicht sehr schwierig zu finden," antwortete er mir, „und mit guten Pferden kann man sie in weniger als drei Stunden leicht erreichen."

Diese Antwort ließ mich überlegen. Von Lima in der einfachsten Absicht aufgebrochen, um Don Antonio eine Ueberraschung zu bereiten, weiß ich nicht, weshalb ich ein so lebhaftes Verlangen empfand, ihn zu sehen, obgleich ich ihm nichts Wichtiges mitzutheilen hatte. Dieser Wunsch ließ mich plötzlich meinen Entschluß fassen, ich wandte mich zu dem Haushofmeister und bat ihn offen, mich und meinen Freund bis zur Chacra Palo-Verde zu begleiten.

„Denn," setzte ich zu dem Carabinier gewandt hinzu, „Sie kommen doch mit mir, nichtwahr, Peter?"

„Ei!" antwortete dieser, „ist das eine Frage! Glauben Sie, daß ich hier allein bleiben werde?"

„Es ist jetzt halb fünf Uhr," fuhr ich fort, „wir werden in Palo-Verde zur Zeit des Abendessens eintreffen. Ich kenne Don Remigo de-Talvez genug, um mir zu erlauben, mich so bei ihm vorzustellen; und," setzte ich lachend hinzu, „wenn wir schlecht empfangen werden, nun, so kehren wir wieder hierher zurück, das ist Alles."

Der Haushofmeister machte durchaus nicht die geringste Einwendung, sondern stellte sich mir im Gegentheil vollständig zur Verfügung; seine Höflichkeit ging sogar so weit, daß er uns frische Pferde satteln ließ, an Stelle der unsrigen, welche, ohne gerade ermüdet zu sein von dem Ritt, dennoch etwas von ihrem ersten Eifer verloren hatten.

Es schlug fünf Uhr in dem Augenblick, als wir Buena-Vista verließen.

Der Haushofmeister, welcher uns als Führer diente, war eine Art Centaur, von herkulischer Kraft, kaum vierzig Jahr alt, und seinem Gebieter, in dessen Hause er geboren war, vollkommen ergeben.

Wir ritten im scharfen Trabe, während wir heiter mit einander plauderten und zuweilen vor den Hütten Halt machten, die wir auf unserm Wege fanden, unter dem Vorwande unsere Cigarren anzuzünden, in Wahrheit aber um zu trinken, sei es ein Glas Maisbier oder Pisco.

Die Nacht überraschte uns beinahe auf dem halben Wege von der Chacra, aber dies beunruhigte uns nur wenig; es war prächtiges Wetter, die Nacht frisch und balsamisch, der Mann, welcher uns führte, kannte vollkommen den Weg; es war mit einem Wort eine köstliche Promenade.

Indessen, je weiter wir kamen, um so trauriger wurde ich, eine unerklärliche Ahnung preßte mir das Herz zusammen, meine so lebendige Heiterkeit bei der Abreise war jetzt vollständig versiegt. Seit einigen Minuten ritten wir schweigend neben einander, indem wir unsere Pferde immer mehr antrieben, ohne einen Grund dafür zu haben.

Plötzlich machte ich Halt, ein seltsames Geräusch hatte mein Ohr getroffen.

„Was haben Sie?" fragte mich Peter.

„Haben Sie nichts gehört?" antwortete ich ihm.

„Was denn?"

„Einen Schuß," rief ich aus.

Meine Gefährten horchten, dasselbe Geräusch erneuerte sich nach einer Weile.

„Nun?" rief ich.

„Es giebt etwas," sagte der Haushofmeister, indem er vom Pferde stieg, „bei Gott, was es auch sei, wir werden es sogleich wissen!"

Er streckte sich auf dem Boden aus und blieb regungslos einige Minuten liegen.

Plötzlich erhob er sich wieder und sprang wie ein Jaguar in den Sattel.

„Auf! Auf!“ rief er aus, „man greift die Chacra an.“

„Was haben Sie gehört?“ fragte ich ihn.

„Man greift die Chacra an, sage ich Ihnen. Jetzt ist mir Alles klar. Das Haus ist von einer zahlreichen Reitertruppe umzingelt, wie das Stampfen beweist, welches an mein Ohr schlug.“

„Was ist zu thun,“ murmelte ich. „Wir sind nur drei.“

„Ja,“ rief Peter edelmüthig; „aber wir sind tapfere Menschen und wir lassen unsere Freunde nicht ermorden, ohne zu versuchen, ihnen zu Hülfe zu kommen.“

„Vorwärts denn und Gott schütze uns!“ antwortete ich, „denn ich glaube, daß wir scharf zu thun haben werden!“

Ohne weitere Reden sprengten wir mit verhängtem Zügel in der Richtung der Chacra davon.

Je mehr wir uns näherten, um so deutlicher wurde der Lärm. Bald nahm er die Proportionen einer wirklichen Schlacht an, unheimlicher Feuerschein leuchte durch die Finsterniß, man vernahm das Prasseln eines wohlunterhaltenen Gewehrfeuers, gemischt mit dem Geschrei des Zornes und des Schmerzes.

Als wir um die Biegung eines Pfades kamen,

welche bis dahin unseren Horizont begrenzt hatte, machten wir plötzlich Halt, niedergeschmettert durch das furchtbare Schauspiel, welches sich unsern Blicken darbot. Eine mächtige Gluth färbte den Himmel mit blutigem Schein.

Die Chacra del Palo-Verde stand in Flammen; das Feuer schlug von allen Seiten empor; düstere Schatten eilten nach allen Richtungen um die brennenden Gebäude; sie versuchten offenbar in das Haus zu gelangen, dessen Eigenthümer, von seinen Dienern unterstützt, tapfer den Eingang vertheidigte.

Aber der Augenblick war nahe, wo jeder Widerstand unmöglich wurde und wo die Chacreros, trotz ihrer heroischen Vertheidigung, gezwungen sein würden, sich für besiegt zu erkennen.

Es war keine Minute zu verlieren, um eine letzte Anstrengung zu ihren Gunsten zu versuchen.

Ohne mit einander zu sprechen, hatten meine beiden Gefährten und ich uns verständigt.

Jeder von uns nahm den Zügel zwischen die Zähne, faßten mit jeder Hand ein Pistol und so stürzten wir unwiderstehlich mitten in die Banditen hinein und entluden unsere Waffen auf sie, während wir zornige Hurrahs ausstießen.

Dieser unvermuthete Angriff verursachte einen wahrhaft panischen Schrecken unter den Banditen, die schon entmuthigt waren durch den hartnäckigen Widerstand, der ihnen von Don Remigo und

seinen Leuten entgegengestellt wurde; denn wie wir später hörten, glaubten die Räuber Don Remigo abwesend. Sie hatten gehofft, mit seinen Peonen leicht fertig zu werden, aber ihre Berechnung war doppelt gescheitert: nicht allein war Don Remigo zu Haus, sondern eine viel ernstere Thatsache war, daß Don Antonio de Taboada ihm an demselben Tage einen Besuch gemacht und ihm auf diese Weise nicht allein seine Hülfe gebracht hatte, sondern auch noch die einiger Diener, welche ihn begleiteten.

Die Banditen, welche sich durch eine imposante Macht angegriffen glaubten, leisteten nur schwachen Widerstand und ergriffen bald die Flucht, und dies so schnell, daß es unmöglich war uns auch nur eines Einzigen unter ihnen zu bemächtigen. Ueberdies hatten sie sich das Gesicht geschwärzt, offenbar um sich unkenntlich zu machen, was ihnen vollkommen gelungen war.

Don Remigo und Don Antonio empfingen uns mit unbeschreiblicher Dankbarkeit.

Da ließ sich plötzlich ein lautes Geschrei aus einem innern Gemache vernehmen, dem fast unmittelbar ein Pistolenschuß folgte.

„Mein Gott!“ rief Don Remigo, „was giebt es noch?“

„Es ist hier, in dem Zimmer meiner Tochter,“ rief Don Antonio, indem er in der angegebenen Richtung fortstürzte.

Alle folgten ihm.

Die Thür des Gemaches war offen; wir traten ein, ein entsetzliches Schauspiel bot sich unsern Blicken dar.

Mit einem noch rauchenden Pistol in der Hand, kniete Donna Cruz neben dem Leichnam eines auf dem Boden liegenden Mannes, zu dem sie mit außerordentlicher Geläufigkeit sprach, indem sie unzusammenhängende Worte an ihn richtete.

Sobald sie uns erblickte, wandte sie sich zu uns um und sagte mit furchtbarem Lachen:

„Treten Sie ein, Sennores, die Banditen sind besiegt, sie haben mich entführen wollen, aber mein Verlobter hat mich vertheidigt; sehen Sie ihn an, er schläft, wecken sie ihn nicht.“

Durch eine instinctmäßige Bewegung, die stärker war als mein Wille, stürzte ich auf den Leichnam zu und hob den schwarzen Schleier auf, der sein Gesicht bedeckte.

Da wich ich mit einem Schrei des Entsetzens zurück, ich hatte Don Diego Ramirez erkannt.

Donna Cruz war wahnsinnig! . . . Sie hat ihre Vernunft nie wieder erlangt.

Drei Monate nach diesem schrecklichen Ereigniß starb das junge Mädchen in den Armen ihres trostlosen Vaters, der selbst halb wahnsinnig vor Schmerz war.

Nie hat man entdecken können, wie Don Diego

in das Schlafzimmer des jungen Mädchens gelangt war, dessen Anwesenheit in der Chacra er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht kannte, noch ob er sich selbst getödtet hatte aus Verzweiflung darüber, sich durch seine Braut entdeckt zu sehen, oder ob das junge Mädchen ihn in einem ersten Gefühl des Schreckens getödtet hatte.

Es wurde später erwiesen, daß Don Remigo Ramirez der Chef der unerreichbaren Banditen war, welche seit langer Zeit die Umgegend von Lima und die Stadt selbst verwüsteten.

Seitdem wunderte ich mich nicht mehr darüber, mit welcher Sicherheit ich meine erste Reise von Callao nach Lima in Gesellschaft dieses würdigen Caballero zurückgelegt hatte, und ich sah jetzt ein, warum mein Arriero, der offenbar mehr Aufschluß über die geheime Geschichte meines Gefährten besaß, einen so großen Schrecken empfand, als er ihn erblickte.

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.